



4. August 2024 – Israelsonntag

WIR WOLLEN MIT EUCH GEHEN

Sacharja 8,23

Inhalt

4 **Editorial**
Jutta Weduwen

6 **Geleitwort**
Thorsten Latzel

I. ANSTÖSSE AUS DER BIBLISCHEN TRADITION

10 Predigt
Wir wollen mit euch gehen
Ulrike Trautwein

14 LITURGIE
Wir wollen mit euch gehen
Sylvia Bukowski

19 Psalm 122
Auslegung
Helene Begrich

II. AUS DER ARBEIT VON ASF

24 **Um sieben Uhr weckten sie die Sirenen**
Farina Oelmann im Porträt von Henning Rasche

27 **»Du kannst dich nicht für deine Vorfahren entschuldigen.
Mach es einfach besser.«**
Lotta Berendes-Pätz

32 **Solidarisch mit den Menschen in Israel**
ASF-Geschäftsführerin Jutta Weduwen im Gespräch über die Terrorangriffe vom 7. Oktober

34 **»Aber ich habe keine andere Heimat«**
Lukas Welz

III. ZEITGESCHICHTLICHE UND POLITISCHE BEZÜGE

36 Terror in Israel: Fünf bittere Erkenntnisse nach dem 7. Oktober

Nele Pollatschek

42 Was bedeutet der Terror vom 7. Oktober für die israelische Gesellschaft?

Fania Oz-Salzberger im Interview

IV. LITERATUR

48 Wiedergelesen

Maritta Kloppenburg

53 Literaturempfehlungen

Helmut Ruppel

58 Kollektenbitte

59 Impressum

Porträtfotos im Heft: Heike Steinweg hat 2015 für Ihre Fotoserie »Open History« ein Jahr lang Israelis und Deutsche portraitiert, die im jeweils anderen Land leben. Die Serie wirft einen neuen bislang unbekanntem Blick auf die zwischenmenschlichen Beziehungen der beiden Länder. Sie macht Lebensverhältnisse sichtbar, löst Gefühle aus und setzt Denkipulse. Einige der hier Portraitierten haben 2024 ihre Antworten überarbeitet.

Heike Steinweg ist eine international agierende Fotografin, die vor allem für ihre persönlichen Portraits von Schriftsteller*innen und Künstler*innen bekannt geworden ist. In ihren freien Projekten hat sie sich mit gesellschaftlichen Themen auseinandergesetzt, insbesondere mit Migration und Frauenrechten. Ihre Arbeiten werden international in Einzel- und Gruppenausstellungen in Berlin, New York, Washington DC, Toronto, Israel und anderen Orten gezeigt. www.heikesteinweg.com

Diese und frühere Ausgaben der *ASF-Predigthilfe* finden Sie zusammen mit weiteren Materialien für Kirchengemeinden und Pfarrer*innen auch unter www.asf-ev.de/veroeffentlichungen.

Über unser Infobüro können Sie auch weitere Printausgaben bestellen: infobuero@asf-ev.de;

+49 30 – 28 395-184

Editorial

Jutta Weduwen

Liebe Leser*innen,

diese Predigthilfe zum Israelsonntag 2024 entsteht unter einem anhaltenden Eindruck des Schreckens und der Gewalt, welche die Hamas am 7. Oktober 2023 durch ihren menschenverachtenden Angriff auf Israel ausgelöst hat. Die Hamas hat unfassbare Gewalt im Nahen Osten zu verantworten und weltweit Antisemitismus und neue Bedrohungen gegen Jüdinnen*Juden geschürt. Wir sehen voller Schmerz, welches Leid auch über die Zivilbevölkerung in Gaza gekommen ist. Von dem Terror der Hamas und seinen Folgen ist auch die Arbeit von *Aktion Sühnezeichen Friedensdienste* schwer betroffen. Wir trauern mit Freund*innen und Partner*innen, die ihre Angehörigen verloren haben oder sie noch immer als Geiseln der Hamas vermissen. Wir beobachten schmerzhaft die existentielle Verunsicherung unserer jüdischen Partner*innen in Israel und auch in Europa und in den USA. Mit großer Sorge sehen wir auf die Destabilisierung im Nahen Osten und auf den Krieg mit seinen furchtbaren Folgen für die Menschen in Israel und im Gaza. Im Oktober mussten wir unsere Freiwilligen zurück nach Deutschland rufen. Begegnungen mit Überlebenden in Israel, wie auf dem Titelbild zu sehen, sind aktuell nicht möglich.

»Wir wollen mit euch gehen« – unsere Predigthilfe nimmt das prophetische Wort Sacharjas trotzig auf. Wir wollen unseren jüdischen Partner*innen Solidarität zeigen und sie, aber auch uns, ermutigen. Ulrike Trautwein folgt in ihrer Predigt Mut machend der Vision Sacharjas von einem Pilgerweg vieler Menschen aus allen Völkern nach Jerusalem und von einer Weltengemeinschaft, die sich an die Erfahrung ihrer jüdischen Geschwister hängt, dass Gott trotz allem Schrecken der menschlichen Geschichte zu ihnen hält und mit ihnen ist. Sylvia Bukowski ringt angesichts der am 7. Oktober ausgelösten Gewalt nach Worten und macht uns einen Vorschlag zur liturgischen Gestaltung des Gottesdienstes am Israelsonntag. Helene Begrich legt Psalm 122 aus, ein Lied zur Wallfahrt nach Jerusalem – Segenwunsch und Hoffnungsworte Israels – und erinnert uns an unseren Platz an der Seite unserer jüdischen Geschwister.

Unter der Rubrik *Aus der Arbeit von ASF* finden Sie einen eindrücklichen Bericht von Lukas Welz (AMCHA Deutschland) über seine Begegnung mit Überlebenden der Shoah in Israel im November 2024. Die Auswirkungen des Terrors auf jüdische Partner*innen sind aktuell in allen Ländern spürbar, wie auch die zwei Berichte von ASF-Freiwilligen aus Israel und Griechenland zeigen. Weitere Beiträge zur Einordnung

des 7. Oktobers und seiner Auswirkungen auf internationale und innerisraelische Diskurse drucken wir unter der Rubrik *Zeitgeschichtlichen und politischen Bezüge* ab.

Durch diese *Predigthilfe* ziehen sich die Portraits von Heike Steinweg, die die vielfältigen und dynamischen Beziehungen zwischen Menschen in Israel und Deutschland einfing.

Ich danke allen Autor*innen sehr herzlich für ihre Beiträge. Wie immer finden Sie auch in dieser Ausgabe Hinweise zum Wieder- oder Weiterlesen. Für ihre Rezensionen danke ich Maritta Kloppenburg und Helmut Ruppel. Mein besonderer Dank gilt dem ehrenamtlichen Redaktionsteam um Gabriele Scherle, Marie Hecke, Angelika Obert, Lorenz Wilkens und Matthias Loerbroks für ihre Begleitung bei der Gestaltung dieser *Predigthilfe*.

Ihnen, liebe Leser*innen, wünsche ich ermutigende Anstöße zum Weiterdenken und Handeln. Lassen Sie uns gemeinsam auf dem Weg bleiben, an der Seite unserer jüdischen Geschwister.

Ihre Jutta Weduwen

Geschäftsführerin

Geleitwort

Präses Thorsten Latzel

Der Israelsonntag ist immer ein besonderer Tag im Kirchenjahr, in diesem Jahr aber noch einmal verstärkt. Seit dem grausamen Terrorangriff auf Israel am 7. Oktober 2023 und dem daraus folgenden Krieg gegen die Hamas steht die Region des Nahen Ostens im Fokus der weltweiten Öffentlichkeit. Die entsetzlichen Massaker der islamistischen Terroristen der Hamas an der Zivilbevölkerung haben den Hass deutlich werden lassen, mit dem Israel im Nahen Osten konfrontiert ist. »Die Hamas will erklärtermaßen den Staat Israel und Jüdinnen und Juden vernichten. [...] Schon lange nicht mehr waren die akuten Gefährdungen der Existenz des Staates Israel so deutlich sichtbar wie jetzt.« – so hat es die Landessynode der *Evangelischen Kirche im Rheinland* im Januar 2024 auf den Punkt gebracht.

Der Krieg im Gazastreifen hat nicht nur Gebäude und Infrastruktur zerstört, sondern auch zu einer nicht dagewesenen Anzahl an zivilen Todesopfern und Kriegsverletzten geführt. Es fehlt an allem: Nahrung, sauberem Wasser, Wohnungen, medizinischer Versorgung, Sicherheit. Das Leiden der Menschen ist schrecklich – und produziert neue Verzweiflung und Hass. Es braucht dringend verlässlichen Schutz, eine Versorgung der Zivilbevölkerung und ein Ende der Gewalt.

Das alles ist ein massiver Rückschlag für alle, die sich für Frieden engagieren. Manchmal scheint es so, dass die Verständigungs- und Versöhnungsbemühungen der letzten 50, 60 Jahre vergeblich gewesen sind. Ein Tag Krieg reicht, um jahrzehntelange Friedensarbeit zu zerstören.

»Selig sind, die Frieden stiften, denn sie werden Gottes Kinder heißen.« (Mt 5,9) Die Verheißung Jesu steht seit je der Wirklichkeit von Krieg und Gewalt kontrafaktisch entgegen. Die Nachrichten sprechen eine andere Sprache, Tag für Tag. Doch wir brauchen den Glauben und die Hoffnung auf diese Zusage – umso mehr. Die *Aktion Sühnezeichen Friedensdienste (ASF)* lebt und handelt seit 1958 aus dieser trotzigen Zuversicht. Sie ist so zu einem Hoffnungszeichen für viele geworden und zu einem Pfeiler deutscher Dialog- und Versöhnungsarbeit weltweit: gelebte Begegnungs- und Verständigungsarbeit aus dem Geist christlichen Glaubens. Als Freiwilligenprogramm für Jugendliche ist ASF ein Garant dafür, dass Versöhnungsarbeit eine Zukunft hat und Teil unserer demokratischen Kultur bleibt. Dabei hat ASF stets ein besonderes Augenmerk auf Israel gerichtet. Die Begegnung und Verständigung mit Israel und dem jüdischen Volk bedeutet nach den Schrecken der Shoah eine bleibende Aufgabe und Herausforderung.

Der Israelsonntag ist ein zentraler Baustein für diese Begegnungs- und Verständigungsarbeit. In diesem Jahr kann er zu einer wichtigen Erfahrung wider alle Verzweiflung und Resignation werden. Angesichts von kriegerischen Konflikten und des weltweiten Erstarkens demokratiefeindlicher, extremistischer und antisemitischer Tendenzen kommen bei vielen Menschen Zweifel an der Effektivität von Dialog- und Versöhnungsarbeit auf.

Doch christlicher Glaube war immer schon ein Glaube gegen die »Mächte und Gewalten« (Röm 8,38). Das Bekenntnis zu der bleibenden Erwählung Israels, das in der Nachkriegszeit im Zuge der Erneuerung des Verhältnisses von Christen und Christinnen und Juden und Jüdinnen neu entdeckt und bekräftigt wurde, ist Ausdruck dieser kontrafaktischen Hoffnung. Eine überschießende Glaubensüberzeugung, die sich aus den großen biblischen Verheißungen der Propheten speist, die immer wieder auf verschiedene Weise die Vision einer gemeinsamen Gottesverehrung aller Völker formulieren.

Der Text in Sacharja 8, der dem diesjährigen Israelsonntag als vorgeschlagener Predigttext sein Motto gibt, formuliert eine beeindruckende Botschaft: Bei allen Völkern der Erde bricht am Ende der Zeiten die Sehnsucht nach Gott hervor – und alle Welt pilgert gemeinsam zum Ort der Anbetung Gottes. Und dann heißt es: »Zu jener Zeit werden zehn Männer aus allen Sprachen der Völker einen jüdischen Mann beim Zipfel seines Gewandes ergreifen und sagen: Wir wollen mit euch gehen, denn wir haben gehört, dass Gott mit euch ist.«

Es ist eine für uns fremde, hierarchisch-patriarchale Bildsprache von einer Völkerwelt, die sich am Rockzipfel eines »jüdischen Mannes« festhält. Zugleich ist es eine Hoffnungsvision von enormer Wirkkraft und großem Versöhnungspotential, dass einmal die Völker der Welt und Israel gemeinsam gehen werden, weil »Gott mit euch ist«. In diesem Sinne hoffe ich, dass die Gottesdienste am diesjährigen Israelsonntag dazu beitragen werden, die Verbundenheit mit den Juden und Jüdinnen in unserem Land und weltweit zu stärken und Gottes Gegenwart unter uns zu entdecken. Zugleich wünsche ich dieser *ASF-Predigthilfe* weite Verbreitung.

Das Geleitwort wurde im März 2024 verfasst.

Präses Dr. Thorsten Latzel ist Präses der *Evangelischen Kirche im Rheinland*.

EYAL DOV ROTH

»Israeli zu sein ist eine Entscheidung, wie sie es auch eine ist, sich zu jedem anderen Volk zugehörig zu fühlen. Das ist eine tägliche Entscheidung, die jeder Israeli zu treffen hat. Es ist eine Bedeutungsquelle, die sich aus einer fiktiven Verbindung mit einer kulturellen Einheit speist, in die man geboren wurde und in der man prägende Jahre verbracht hat. Das kann auch eine Bürde sein angesichts der jüngeren wie älteren Geschichte. Mitunter bedeutet das, Teil einer Kontroverse zu sein, ohne sich je dafür entschieden zu haben. Manchmal musst du dich für Dinge entschuldigen, an denen du nie beteiligt warst. Das ist eine Last, aber auch das, was ich bin.«



*1983 in Haifa, Biologe,
arbeitet in Berlin seit 2010
als Tour Guide



*1984 Rostock, Autorin
und Journalistin, lebt seit
2010 in Tel Aviv

KATHARINA HÖFTMANN-CIOBTARU

»Ich lebe seit 14 Jahren in Israel. Bis zum 7. Oktober habe ich mich hier immer sicher gefühlt, sogar wenn direkt in meiner Straße in Tel Aviv Terroranschläge verübt wurden. Seit dem 7. Oktober ist alles anders. Ganz Israel ist traumatisiert. Ich fürchte um unser Land, um unsere Sicherheit, aber auch darum, wie es politisch hier weitergeht. Bei dem ansteigenden Antisemitismus weltweit wüsste ich aber auch nicht, wo ich mit meiner jüdischen Familie sonst leben sollte. Dazu kommt: Ich liebe Israel, das Land, die Menschen. Ich will hier nicht weg. Israel ist unsere Heimat. Ich hoffe wirklich auf bessere Tage, ich träume von Frieden.«

I. ANSTÖSSE AUS DER BIBLISCHEN TRADITION

PREDIGT

Wir wollen mit euch gehen

Sacharja 8,20–23

Ulrike Trautwein

Ich habe Jerusalem sofort geliebt, als ich 1977 mit 18 Jahren zum ersten Mal dort war. Und mich berührt noch bei jeder Reise dorthin dieser Moment, in dem ich zum ersten Mal auf die Silhouette der Stadt schaue und sofort die Tiefe der Geschichte spüre, die sich hinter dem vertrauten Bild verbirgt. Und die Faszination hält an, wenn ich eintauche in das Gewimmel der Altstadt mit all dem Gelärm, den Gerüchen, den Menschen aus vielen Kulturen und Nationen, mit dieser besonderen emotionalen Dichte an der Klagemauer, der Ruhe-Oase in der Erlöserkirche oder beim Blick auf die Kuppeln des Felsendoms oder der Al-Aksa-Moschee.

Ich habe Jerusalem immer geliebt, aber schon seit Jahren ist diese Liebe angegriffen. Es war ein schleichender Prozess, den ich am Anfang nicht wahrhaben wollte. Die Schönheit und die Faszination dieser Stadt sind für mich immer mehr in den Hintergrund gerückt und all das Beharren der verschiedenen Bewohner*innen auf das Eigene, die erlittenen Wunden, die Unversöhnlichkeit, ja der Hass schieben sich in den Vordergrund meiner Wahrnehmung. Und ich merke, wie ich nicht mehr hinschauen will, sondern mich abwende, weil alles so hoffnungslos erscheint in dieser ewig währenden Konfliktlage. So war es wohl schon immer: Jerusalem, ein Sehnsuchtsort, Jerusalem, ein Knotenpunkt menschlicher Krisen.

Und so höre ich diesen Traum des Propheten Sacharja, der das Erinnern *sachar* schon im Namen trägt. Sacharja erinnert mich und richtet mein Herz darauf aus, wie diese Stadt gemeint ist, wie sie von Gott geträumt wird für seine Menschen: als Inbild des allumfassenden Friedens. Ein Bild, das vielleicht nur da seine richtige Tiefe

gewinnen kann, wo der Frieden so angegriffen und zerrüttet ist wie in Jerusalem. Vielleicht kann dieser göttliche Traum nur an diesem Ort seine Wahrhaftigkeit entwickeln, an dem ein echter Frieden so menschenunmöglich scheint.

Frieden in Jerusalem, Frieden für die ganze Welt!

Menschen aus den unterschiedlichen Völkern, aus den Städten der Welt besuchen sich, beraten sich und machen sich gemeinsam auf den Weg, auf Gottessuche. Sie wollen Gott anflehen, ihn gnädig stimmen. Und der Ort ihrer Sehnsucht wird Jerusalem. Dort suchen sie Gott, wo Himmel und Erde sich berühren, am uralten heiligen Ort des jüdischen Volkes, am Zion. Weil sie Gott so nah wie möglich kommen wollen, suchen sie einen aus Gottes eigenem Volk und sie halten sich fest am Gebetsmantel dieses jüdischen Mannes: *Wir wollen mit euch gehen, denn wir haben gehört, dass Gott mit euch ist!*

Was für ein einzigartiger Moment wird hier von Sacharja gezeichnet: das Bild einer Weltgemeinschaft, die verstanden hat, dass sie sich in ihren gegenseitigen Kämpfen und ihrer Eroberungslust, in ihrem selbstbezogenen Größenwahn ausweglos verloren hat und sich nicht selber retten kann, sondern einen echten Neuanfang braucht. Und sie hängen sich an den Rockzipfel, an die Erfahrung, an den Glauben ihrer jüdischen Geschwister, weil sie ahnen, dass Gott trotz aller schrecklichen Auswüchse der menschlichen Geschichte zu ihnen hält, mit ihnen ist.

Und aus diesem Pilgerweg der Gemeinschaft wächst Frieden, weltweiter Frieden.

Diese Vision nährt meine Seele, die in diesen Zeiten erschüttert ist durch die Gräueltaten der Hamas in Israel und die fürchterlichen Folgen, die sie dadurch provoziert hat. In einer Zeit, in der die Lage im Nahen Osten sich immer tiefer verstrickt und sich Schuld auf Schuld, Leid auf Leid türmt und allen den Blick verstellt und die Herzen verschnürt.

Hinter den unzeigbaren Bildern der Gräueltaten des Hamas-Pogroms vom 7. Oktober, hinter den traurigen Bildern von Schutt und Asche, von herzzerreißendem Menschenleid in Gaza sehe ich nur schemenhaft die Vision von Sacharja – zu grell die Farben der Wut, zu laut das weltweite Hassgeschrei, das vor allem den jüdischen Menschen gilt. Und das will kein genaueres Hinsehen erlauben, kein historisches Verstehen, kein Nachzeichnen der unzähligen Pogrome und langen Verfolgungswege des jüdischen Volkes, sondern es ist dominiert von einem unbedingten Vernichtungswillen.

Die Vision von der Völkerwallfahrt zum Zion ist ein altes Bild, das viel erzählt über die Hoffnungswege des Volkes Israel und das sich dann auch in unseren christlichen Glaubensbildern wiederfindet. Darüber hinaus besitzt es eine Wirkkraft, die sich bis heute in unserem kulturellen Gedächtnis weiterträgt. Im Blockbuster »Matrix« zum

Beispiel haben sich die letzten freien Menschen im Erdinneren eine Stadt gebaut. Sie haben ihrem letzten Zufluchtsort den Namen Zion gegeben. Mehrfach ist die Stadt schon zerstört, aber immer wieder neu aufgebaut worden – Zion auch hier ein Ort der Zuflucht und der Hoffnung!

In den biblischen Texten wird Zion zu einem Synonym für Jerusalem, für den Ort, an dem Gott zu wohnen beschlossen hat. Ein uneinnehmbar geglaubter Ort, der von keiner feindlichen Macht zerstört werden kann. Von hier geht Gerechtigkeit aus, eine Gerechtigkeit, die sich im solidarischen Leben der Menschen untereinander verwirklicht.

Mit der Zerstörung des Tempels 587 v. Chr. durch die Babylonier konnte sich diese Vorstellung von der leibhaftigen Gegenwart Gottes auf dem Berg nicht mehr halten. Aber die Hoffnungskraft, die davon ausging, sie ist nicht untergegangen, sie ist geblieben und hat sich in die Wirklichkeitserfahrungen des Volkes Israel eingetragen. Der Glaube an den einen Gott, der sein Volk liebt und Frieden für die Welt sucht, hat immer neue Wege gefunden, sich zu behaupten angesichts der Wirklichkeit. Er hat sich nicht unterkriegen lassen, konnte sich anpassen und wurde weitergetragen bis heute. Ein kleines Volk, das immer wieder zermalmt zu werden drohte zwischen den Großmächten seiner Zeit und auf seiner Wanderung durch die Länder der Welt. Immer bedroht von neu aufflammendem Verfolgungswahn, aber bis heute da, bis heute stark im ausgefalteten Reichtum seines Glaubens.

Dieser Glaube hat seine Größe gerade darin, dass er es ermöglichte, dass sich das Volk Israel in seinen Propheten immer neu selbst reflektierte und kritisch auf sein eigenes Tun schaute. Bis dahin, dass es in den Wechselfällen der Geschichte deutliche Zeichen von Gottes Kritik, ja Verurteilung sah. Immer dann, wenn es Gottes Gebote aus dem Blick und ihre Mitmenschlichkeit verloren hatte, wenn Ungerechtigkeit um sich griff, standen die Propheten auf und legten den Finger in die Wunde.

Gerade durch die Erfahrung des Exils und der Rückkehr in das gelobte Land entstanden neue Zukunftsbilder, die wieder mit Zion verbunden wurden. Die Völker müssen nicht mehr kämpfen, wenn Gott erst wieder auf dem Zion eingezogen sein wird, um dort mit Gerechtigkeit, Frieden und Gnade zu herrschen. So wuchs aus dem kleinen heiligen Ort eines winzigen Volkes im jüdischen Bergland eine Hoffnung für die ganze Welt.

Bei Sacharja bekommt dieses Bild noch einmal eine besondere Wendung: Nichts muss mehr aufgerechnet werden zwischen den Völkern. Sie kommen zu Gott, weil sie eingesehen haben, in wie viel Schuld sie verstrickt sind und wie verfahren ihre Lage ist. Sie haben verstanden und sehnen sich nach göttlicher Vergebung und hoffen auf Gnade.

Man kann Sacharja so verstehen, dass er in der Rückkehr zum Zion Gottes Willen zu einem Neubeginn sieht. Israel kann aus dem Exil zurückkehren, weil Gott Schuld vergibt und sein Volk nicht aufgibt, trotz aller Irrwege, trotz allen Versagens. Vor diesem Hintergrund wird das, was Israel zuerst geschehen ist, nun auch allen anderen Völkern zuteil. Mit Israel kommt in die Welt, was Gott letztlich für alle Völker ersehnt: Versöhnung!

Der Zion ist nicht länger allein der Heilsberg Israels, sondern der Ort, an dem alle Gott suchen und finden können. Für Israel ist es eine Rückkehr, für alle anderen dagegen das erste Mal, dass sie sich dorthin aufmachen. »Israel kennt den Weg schon und ist darum das Volk, dem sich die anderen anschließen können.« (Deeg/Schüle: Seite 361)

Ja, es hilft, diese Vision mit kräftigen Farben auszumalen, sie stärker zum Leuchten zu bringen. Weil sie eine Richtung zeigt, mitten in der Härte und Düsterteit der aktuellen Lage, auf die so wenig Licht fallen will. Diese Vision bebildert die tiefe Verbundenheit mit den jüdischen Geschwistern und ihrem vielfältigen Reichtum an Glaubenserfahrung und Lebensdeutung.

Ich hänge gestärkt an ihren Rockzipfeln und will mitkommen auf den gemeinsamen Wegen und dabei den Austausch und die Aussicht genießen. Ja, es ist und bleibt ein langer Weg nach Zion, aber die Richtung ist klar. Und das Ziel kommt uns entgegen, die göttliche Versöhnung ist auf dem Weg. Unsere Aufgabe ist es, ihr zu trauen, sie nicht aus dem Blick zu verlieren, keine weiteren Hindernisse aufzutürmen und vor ihnen zu kapitulieren. Und dann nehme ich auch die Strahlkraft der Vision wahr, wenn ich das nächste Mal die Chance habe, auf die Silhouette von Jerusalem zu schauen.

Amen.

Die Predigt wurde im Februar 2024 geschrieben.

Ulrike Trautwein ist Generalsuperintendentin des Sprengels Berlin der *Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz*.

Literatur zur Vorbereitung:

Deeg, Alexander/Schüle, Andreas (2021): Die neuen alttestamentlichen Perikopentexte. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt, Seite 358–362; hier besonders: Seite 358–362.

Harder, Christina (2021): Sehnsuchtsort Zion. Unterrichtseinheit für den Sekundarbereich II zu Sehnsuchts- und Hoffnungsbildern. Rehburg-Loccum: rpi loccum.

Wir wollen mit euch gehen

Sacharja 8,23

Vorschlag für die liturgische Gestaltung eines Gottesdienstes zum Israelsonntag

Sylvia Bukowski

Musik

Begrüßung

Der Israelsonntag soll die Verbundenheit unserer Kirche mit der jüdischen Gemeinschaft in Israel und in der ganzen Welt in Erinnerung rufen. Nach dem bestialischen Massaker der Hamas an israelischen Zivilisten am 7. Oktober 2023 ist für Jüdinnen und Juden nichts mehr, wie es war. Das Trauma der Pogrome und der Shoah ist bei vielen wieder wach geworden. Seit dem Beginn des Gazakriegs werden jüdische Menschen an vielen Orten verbalen Drohungen und manchmal auch tätlichen Angriffen ausgesetzt. Antisemitische Straftaten haben sich in Deutschland wie anderswo vervielfältigt.

Die rechtsextreme Regierung Israels, die wachsende Gewalt radikaler Siedlergruppen in den besetzten Gebieten sowie die hohe Zahl der Kriegsoffer in Gaza und die verheerende Lage der Bevölkerung dort belasten die Solidarität mit dem Staat Israel. Auch viele jüdische Initiativen protestieren gegen das Vorgehen der israelischen Armee. Es ist unter diesen Umständen nicht einfach, den Israelsonntag wie gewohnt zu begehen. Trotz allem darf die Verbundenheit mit der jüdischen Gemeinschaft für uns nicht infrage stehen. Sie soll in diesem Gottesdienst zum Ausdruck kommen und einen entschiedenen Widerstand gegen Antisemitismus im Alltag bestärken.

Wir feiern diesen Gottesdienst im Namen des einen Gottes, des Vaters des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Unsere Hilfe und unser Anfang stehen im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat, der Bund und Treue hält ewiglich und niemals preisgibt das Werk seiner Hände.

Lied: EG 326,1 und 5–7

An der Seite der jüdischen Gemeinschaft beten wir Ps 94,2–7 und 9.

(Für das hebräische Wort *reschajim*, das in der Lutherübersetzung mit »Gottlose« beziehungsweise mit »Frevler« wiedergegeben wird, soll die klarere Bezeichnung »Gewalttäter« eingesetzt werden.)

2. Erhebe dich, Richter der Welt, vergilt den Hoffärtigen, was sie verdienen.
3. Herr, wie lange sollen die Gewalttäter, wie lange sollen die Gewalttäter prahlen?
4. Es reden so trotzig daher, es rühmen sich alle Übeltäter.
5. Herr, sie zerschlagen dein Volk und plagen dein Erbe.
6. Witwen und Fremdlinge bringen sie um und töten die Waisen
und sagen: Der Herr sieht's nicht und der Gott Jakobs beachtet's nicht.
9. Der das Ohr gepflanzt hat, sollte der nicht hören?
Der das Auge gemacht hat, sollte der nicht sehen?

Wir beten weiter:

Gott, Hüter Israels,
wo warst du an dem Morgen des Terrors,
als so viele Frauen, Männer und Kinder
der gnadenlosen Gewalt der Hamas zum Opfer fielen
oder als Geiseln genommen wurden!
Wo bist du im Schmerz der Überlebenden,
die für immer gezeichnet sind an Leib und Seele?
Gott, du kennst die Angst vor Vernichtung,
die seit jenem Tag die jüdische Gemeinschaft wieder umtreibt,
du siehst auch das verzweifelte Bemühen derer,
die sich dem wachsenden Hass entgegenstellen.
Zeig dich als Tröster der Trauernden,
als Heiler der Verletzten
und als Schutz der Bedrohten.
Mach uns zu deinen Verbündeten
im Kampf gegen Hass und Gewalt
und bewahre die Hoffnung
auf das Wunder von Frieden.

Kyrie

Gnadenspruch

So spricht der Hohe und Erhabene, der ewig wohnt, dessen Name heilig ist: Ich wohne in der Höhe und im Heiligtum und bei denen, die gedemütigten und zerschlagenen Geistes sind, auf dass ich erquicke den Geist der Gedemütigten und das Herz der Zerschlagenen. (Jes 57,15)

Lied: Gottes Wort ist wie Licht in der Nacht; EG (EKiR, EKvW, Lippe) 581

Kollektengebet:

Gott, du siehst das Leid,
das wir nicht sehen,
du hörst die Klagen,
die wir nicht hören.
Du heilst die Wunden,
die wir nicht heilen können.
Dir sei Ehre und Dank.

Lesung: Durchzug durchs rote Meer; 2 Mos 14,15–22

Halleluja: So spricht der Herr: Fürchte dich nicht, ich bin mit dir. Weiche nicht, denn ich bin dein Gott. Ich stärke dich, ich helfe dir auch, ich halte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit. (Jes 41,10)

Halleluja

Glaubensbekenntnis EG (EKiR, EKvW, Lippe) 817

Wir glauben an den einen Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat und uns Menschen zu seinem Bild. Er hat Israel erwählt, ihm die Gebote gegeben und seinen Bund geschlossen zum Segen für die Völker.

Wir glauben an Jesus von Nazareth, den Nachkommen Davids, den Sohn der Maria, den Christus Gottes. Mit ihm kam Gottes Liebe zu allen Menschen, heilsam, tröstlich und herausfordernd. Er wurde gekreuzigt unter Pontius Pilatus, aber Gott hat ihn auferweckt nach seiner Verheißung, uns zur Rettung und zum Heil.

Wir glauben an den Heiligen Geist, der in Worten und Zeichen an uns wirkt. Er führt uns zusammen aus der Vielfalt des Glaubens, damit Gottes Volk werde aus allen Völkern, befreit von Schuld und Sünde, berufen zum Leben in Gerechtigkeit und Frieden. Mit der ganzen Schöpfung hoffen wir auf das Kommen des Reiches Gottes.

Lied: Bless the Lord my soul, and bless his holy name, bless the Lord my soul, who leads me into life (dreimal); Lieder zwischen Himmel und Erde 103

Predigt

Lied: Herr unser Gott, auf den wir trauen; EG (EKiR, EKvW, Lippe) 620

Abkündigung

Fürbitte

Vorbemerkung:

Unsere Verbundenheit mit Israel und der weltweiten jüdischen Gemeinschaft darf den Blick auf das Leid in Gaza nicht ausblenden. Dieses Leid ist nicht nur von der Kriegsführung der israelischen Armee verursacht, sondern wesentlich auch von der Taktik der Hamas, die die Zivilbevölkerung als Schutzschild missbraucht und sich in zivilen Einrichtungen verschanzt hat.

Wir beten:

Du Gott Israels,
Freund des Lebens,
wir bringen vor dich unser hilfloses Entsetzen
über die Gewalt im Nahen Osten.

Seit dem 7. Oktober ist nichts mehr,
wie es einmal war:

Das Vertrauen, dass Israel Sicherheit bietet
für die, die dort wohnen,
ist tief erschüttert.

Viele Israelis fühlen sich im Stich gelassen
von der eigenen Regierung
und von der Welt.

Schmerz, Angst, Trauer und Wut
erfüllen viele jüdische Männer und Frauen.

Gott, du gehst mit mit deinem Volk
auch durch diese qualvollen Zeiten.

Sei du ihm Quelle von Trost, Mut und Zuversicht
und stell uns beharrlich an Israels Seite.

Auch für die Menschen in Gaza
ist nichts mehr, wie es war:
So viele Männer, Frauen und Kinder mussten sterben,
so viele Häuser sind zerbombt,
so viele Menschen wissen nicht mehr, wohin,
kein Ort ist mehr sicher.
Auch in Gaza herrschen Schmerz, Angst, Trauer und Wut.
Auch in Gaza fühlen sich viele Menschen verlassen
und haben jede Hoffnung verloren.

Gott, der Terror hat einen hohen Preis auf beiden Seiten!
Mach ihm ein Ende!
Beende den Hass, der blind macht für das Leiden der jeweils anderen.
Schaffe Versöhnung durch tapfere Menschen,
die sich trotz erlittener Gewalt zusammenschließen
und sich nicht beirren lassen
in ihrem Traum von Schalom.
Mach uns zu ihren Verbündeten,
die mit ihnen arbeiten
für Recht und Gerechtigkeit
und für eine friedliche Zukunft.

Vaterunser

Lied: Oseh schalom; Lieder zwischen Himmel und Erde 266

Segen

Der Herr segne dich und behüte dich,
der Herr lasse sein Angesicht leuchten über dir und sei dir gnädig,
der Herr erhebe sein Angesicht auf dich und gebe dir Frieden.

Musik

Sylvia Bukowski ist Pfarrerin i. R. und Seelsorgerin im Kinderhospiz Burgholz, Wuppertal. Sie ist Trägerin der Goldenen Menorah der *Jüdischen Kultusgemeinde Wuppertal*.

Lutherübersetzung (2017)

»Ein Segenswunsch für Jerusalem«

- 1 Von David, ein Wallfahrtslied. Ich freute mich über die, die mir sagten:
Lasset uns ziehen zum Hause des HERRN!
- 2 Nun stehen unsere Füße in deinen Toren, Jerusalem.
- 3 Jerusalem ist gebaut als eine Stadt, in der man zusammenkommen soll,
- 4 wohin die Stämme hinaufziehen, die Stämme des HERRN,
wie es geboten ist dem Volke Israel, zu preisen den Namen des HERRN.
- 5 Denn dort stehen Throne zum Gericht, die Throne des Hauses David.
- 6 Wünschet Jerusalem Frieden! Es möge wohlgehen denen, die dich lieben!
- 7 Es möge Friede sein in deinen Mauern und Glück in deinen Palästen!
- 8 Um meiner Brüder und Freunde willen will ich dir Frieden wünschen.
- 9 Um des Hauses des HERRN willen, unseres Gottes, will ich dein Bestes suchen.

Auslegung

Psalm 122

Helene Begrich

»Ein Wallfahrtslied.« So wird die Überschrift des Psalms 122 ganz klassisch in der Lutherbibel übersetzt. Der Psalm wird durch diese Übersetzung in eine Kategorie verschiedener Psalmen eingebettet, die möglicherweise zu einem ähnlichen Anlass gebetet wurden: der Wallfahrt. Eine Kategorie, die mit ihrem Namen mehr an gewaltvolle christliche Kreuzzüge erinnert als an einen Aufstieg zum »Hause des HERRN« (V. 1) durch die Stämme Israels (V. 4). Nennen wir die Kategorie also stattdessen lieber »Aufstiegslieder«, so wie es auch im hebräischen Text geschrieben steht.

Wer die biblischen Erzählungen kennt, der weiß, dass der Aufstieg nur ein einziges Ziel haben kann: Das »Haus des HERRN« (V. 1) liegt in Jerusalem (V. 2). Doch warum ausgerechnet dort? Wir haben es nicht nur heute mit einer von vielen geliebten und aus diesem Grund von vielen Seiten begehrten Stadt zu tun. Schon zu biblischen Zeiten ist Jerusalem die Stadt schlechthin. Denn dort, auf dem Zionsberg, auf dem die zwei jüdischen Tempel erbaut wurden, hat Gott selbst seinen Thron (vgl. Ps 9,12).

In Jerusalem wird die Präsenz Gottes mit und durch sein Volk Israel spürbar, die Stadt ist Ort des Zusammenkommens (V. 3). Eines Zusammenkommens, das immer wieder bedroht und gefährdet ist. Das zeigten Tempelzerstörungen und Entweihungen, und das zeigen heute Terrorangriffe, Raketenbeschuss und Streit um die Stadt. Doch weil die Stadt bisher alle Gefahren überlebt hat, wird sie die heutigen hoffentlich auch überleben. Der Charakter Jerusalems ist langlebig und die Beständigkeit der Stadt trägt zu ihrem Glanz bei.

Wer den Wind dieser Stadt einmal im Gesicht gespürt hat, der wundert sich nicht, warum der Psalm, für und in Liebe zu Jerusalem gedichtet, seit Jahrtausenden vom Volk Israel gebetet wird. Er drückt eine Sehnsucht aus, die nur im Heimweh nach dieser Stadt empfunden werden kann. Heimweh, von dem schon die *Hebräische Bibel* erzählt: Psalm 122 drückt die Sehnsucht aus, mit der auch die *Hebräische Bibel* endet. Er ist Hoffnung auf die Rückkehr nach Jerusalem (vgl. 2 Chr 36,23). Eine Hoffnung, die für viele Jüdinnen*Juden mit der Gründung des Staates Israels wahr geworden ist. Eine Hoffnung, die ihr Recht auf Existenz immer wieder legitimieren muss.

Wenn wir nun als Christ*innen diesen Psalm aus der *Hebräischen Bibel* als Teil unseres Alten Testaments beten, dann formt sich der Sinn des Textes in unseren Mündern zu einem anderen: Die Worte der Hoffnung gelten schließlich nicht uns, sondern den ersten Adressat*innen der *Hebräischen Bibel*. Wenn wir teilhaben wollen an dieser Hoffnung, dann nicht etwa durch Krieg und Eroberung, sondern durch Besinnung auf das Psalmenwort selbst. Wünschen wir denjenigen, die Jerusalem lieben, Wohlergehen (V. 6), so meinen wir damit an erster Stelle nicht uns selbst, sondern unsere jüdischen Geschwister und Freund*innen (V. 8).

Und wenn meine Freundin angegriffen wird, dann bleibt mir nichts anderes übrig, als in Solidarität an ihrer Seite zu stehen. Doch nicht nur das. Das Beten des Psalms verlangt mehr: »Um des Hauses des HERRN willen, unseres Gottes, will ich dein Bestes suchen.« (V. 9) Der Psalm endet mit einer Aufforderung zum aktiven Handeln und ist deswegen mehr als nur »ein Segenswunsch für Jerusalem«, wie es so schön in der Lutherbibel heißt. Psalm 122 erinnert uns daran, dass wir als Christ*innen, indem wir die jüdischen Psalmen beten, bereits einen Platz eingenommen haben. Einen Platz, der in christlicher Tradition lange verschmäht wurde und auf den wir heute nun umso mehr gehören: einen Platz an der Seite unserer jüdischen Freund*innen.

Helene Begrich studiert Theologie an der *Humboldt-Universität zu Berlin*. Sie ist studentische Mitarbeiterin am *Institut Kirche und Judentum* und war 2017/18 ASF-Freiwillige in einer Schule für Kinder und Jugendliche mit Behinderungen in Tel Aviv.



#jüdisch-beziehungsweise-christlich

Die 2021 begonnene ökumenische Kampagne wird an vielen Orten mit neuen Ideen und Projekten fortgesetzt – jetzt auch mehrsprachig.

Die Kampagne war der Beitrag der evangelischen und katholischen Kirche zum Jubiläumsjahr *1.700 Jahre jüdisches Leben im deutschsprachigen Raum*.

Kernstück der Kampagne sind Plakate, die anhand von Festen und Traditionen sowohl Gemeinsamkeiten als auch Unterschiede der beiden benennen.

Die positive Resonanz der Kampagne führte dazu, dass aus der deutschsprachigen Kampagne eine internationale wurde: *#Jewish and Christian: closer than you think?!* wurde am 23. Mai 2023 in der Synagoge in Esch-sur-Alzette in Luxemburg eröffnet. Neben der englischsprachigen Version, die als Grundlage für weitere länder-spezifische Versionen dient, gibt es aktuell eine französische Version. Alle Fassungen liegen auch in Form einer Roll-up-Ausstellung vor und können entliehen werden.

Plakatmotive, Materialien und Hintergrundinformationen zum Download:

www.juedisch-beziehungsweise-christlich.de

Informationen zur englischsprachigen Kampagne:

www.jewishandchristian.org

Informationen zum Entleihen der Ausstellung:

Bettina Kamieth: bettina.kamieth@googlemail.com, Begegnung – Christen und Juden. Niedersachsen e.V.



*1987 Aschkelon/Israel,
wuchs in Misgav auf, Tänzerin
und Choreografin, in Berlin
seit 2012

»Was von der Vergangenheit bleibt, sind Erinnerungen und Dinge, die für Erinnerungen stehen. Wenn ein Mensch nicht mehr da ist, um die Erinnerungen zu bewahren, sind sie dann überhaupt je geschehen? Mein Großvater weiß Dinge, die niemand anderes weiß, und wenn er nicht mehr länger da ist, wird niemand mehr über sie Bescheid wissen. Es wird dann so sein, als hätten sie sich gar nicht ereignet. Die Vergangenheit erscheint zugleich sehr fern und doch auch sehr nah.«

SHAI FARAN

NICOLE JAVICE-WEIL

»Meine Familie und ich leben – wie alle Israelis – seit den unfassbaren Gräueltaten am 7. Oktober 2023 mit einem ganz anderen Bewusstsein. Unsere ›kleine‹ und in vielerlei Hinsicht die ›große‹ Welt scheinen komplett aus den Fugen geraten zu sein. Ich sehe den wieder erstarkenden Antisemitismus und die damit einhergehende Verunsicherung mit großem Erschrecken. Wir müssen dem gemeinsam mit aller Kraft entgegentreten.«

*1969 in Frankfurt am Main geboren, in Deutschland aufgewachsen und 1995 aus beruflichen Gründen nach London übersiedelt, lernte dort ihren Mann kennen und begann ein Leben nach den jüdischen Glaubensgesetzen zu führen, lebt seit 2009 in Jerusalem



II. AUS DER ARBEIT VON ASF

Um sieben Uhr weckten sie die Sirenen

Die ASF-Freiwillige Farina Oelmann aus Ratingen wollte in Israel Shoah-Überlebende begleiten. Nach den Anschlägen vom 7. Oktober musste sie das Land verlassen.

Henning Rasche

Ihre Nachbar*innen kennt sie noch gar nicht. Erst knapp vier Wochen ist sie im Land, vorstellen wollte sie sich in den nächsten Tagen mal. Mit zwei Mitbewohnern ist sie in das Haus gezogen, sie weiß noch gar nicht, wo alles ist. Der Keller, zum Beispiel. All das ändert sich am frühen Morgen des 7. Oktober. Farina Oelmann liegt in ihrem Bett, als sie gegen sieben Uhr vom Lärm der Sirenen geweckt wird. Sie wacht auf, muss sich erst einmal orientieren. Wo bin ich? Was ist das? Was ist passiert?

Mit ihren Mitbewohnern flüchtet sie in den Keller des Hauses. Dort lernt sie ihre Nachbar*innen kennen. Gemeinsam räumen sie das Untergeschoss auf, eigentlich trainieren die Hauseigentümer hier. Aber die Sportgeräte müssen jetzt raus. Denn der Keller ist ein Schutzbunker. Es ist nun zweieinhalb Monate her, dass die Hamas ihren Angriff auf Israel mit einem Massaker startete. Mehr als 1.200 Menschen töteten die Terroristen dabei, mehrere Hundert verschleppen sie. Seither sind viele weitere Menschen gestorben, auch bei der israelischen Gegenoffensive in Gaza.

Farina Oelmann, 19, aus Ratingen wacht am 7. Oktober mit Luftalarm im Krieg auf. Immer wenn der Iron Dome, das israelische Flugabwehrsystem, eine Rakete zerstört, macht es rums, erzählt sie.

Sie hat im Frühjahr 2023 ihr Abitur an einer Schule in Essen gemacht. Das Jahr danach will sie im Ausland verbringen. Eine Kombination aus Politik und Geschichte wünscht sie sich. Nach ein paar Recherchen und Gesprächen mit ihrem Vater steht ihr Ziel fest: Sie möchte nach Israel.



Sie spricht über all das an einem dezembergrauen Freitag in einem Café in Ratingen. Dort sagt Oelmann, in der Schulzeit werde zwar über den Holocaust und die NS-Zeit gesprochen, aber: »Man hatte nie so wirklich Zeit, sich ausführlich damit zu beschäftigen.« Der Besuch einer KZ-Gedenkstätte steht nicht auf dem Lehrplan. Sie aber fände es gut, sagt sie, wenn alle Schüler eine Gedenkstätte besuchen würden. Als Deutsche haben wir eine besondere Verantwortung, sagt sie. Deswegen will sie nach Israel. Oelmann findet es furchtbar, dass in diesen Wochen und Monaten der Antisemitismus in Deutschland so offen

zutage tritt. Es gebe nicht genug Aufklärung. Sie stößt im Internet auf die deutsche Organisation *Aktion Sühnezeichen Friedensdienste*. Die bieten an, was sie sucht. In dem Jahr in Israel würde sie in einer Jugendbegegnungsstätte arbeiten, in einem gemeinnützigen Secondhandladen und sie würde sich regelmäßig mit drei Frauen treffen, die den Holocaust überlebt haben.

Um sich auf das Jahr vorzubereiten, reist Oelmann im Vorfeld mit der Organisation nach Polen. Mit 20 Leuten fahren sie in einem Bus in das östliche Nachbarland. Dort sieht sie zum ersten Mal Teile der Ausmaße der deutschen Konzentrationslager mit eigenen Augen. Gemeinsam besuchen sie alle, die demnächst ihren Freiwilligendienst leisten wollen, die KZ-Gedenkstätten Majdanek und Belzec.

Es war eine intensive Zeit, sagt Oelmann heute. Sieben Tage lang beschäftigt sie sich von früh bis spät mit den grauvollen Verbrechen der Nationalsozialisten. Bedrückend und anstrengend sei das gewesen. »Ich hatte einen Kloß im Hals«, sagt sie. Aber sie findet, das ist ein wichtiges Gefühl, das jeder mal verspürt haben sollte. Nach der Rückkehr aus Polen ist sie sich mit ihrem Wunschziel Israel noch sicherer.

Doch die Zeit dort bricht ab, bevor sie richtig beginnen kann. Am 8. September, fast auf den Tag genau einen Monat vor dem Angriff der Hamas, fliegt sie nach Israel. Die ersten zwei Wochen finden Seminare und Workshops zur Orientierung statt. Sie wird von Psycholog*innen gecoacht und bekommt zaghafte erste Eindrücke von Land und Leuten, sie sieht das Tote Meer.

Sie zieht mit ihren zwei Mitbewohnern in das Haus, in dessen Keller sie am 7. Oktober Zuflucht sucht, es steht in Jerusalem. Oelmann lernt die erste der drei Frauen kennen, um die sie sich in den nächsten Monaten immer mal wieder kümmern will. Es ist eine 87 Jahre alte jüdische Dame, eine ehemalige Erzieherin, die in frühester Kindheit in Deutschland gelebt und den Holocaust überlebt hat.

Darüber sprechen die beiden bei ihrem Besuch noch nicht. Sie lernen sich kennen, freunden sich an. Einmal hat die Frau ein russisches Ballett im Fernsehen aufgenommen und es Farina Oelmann vorgespielt. Mittlerweile, sagt die 19-Jährige, hätten sie ein paar Mal telefoniert.

Israel gefällt ihr. Zum Beispiel die Märkte und das Essen. Falafel und Baklava mag sie. Sie wundert sich, dass tierische Produkte so teuer sind und ein Stück Käse sieben Euro kostet, Obst und Gemüse aber günstiger sind als zu Hause. Auch die Joggingstrecke in Jerusalem findet Oelmann gut, dort geht sie laufen.

Sie lernt Teile der jüdischen Kultur kennen. Bei einer Familie am Tisch nimmt sie an einem Schabbat-Essen teil. An Jom Kippur sieht sie, wie die Menschen weiße Kleidung tragen und über die Autobahn laufen.

Aber dann endet ihr Abenteuer plötzlich. Ihre Eltern wollten sie Anfang November eigentlich in Israel besuchen, die Flüge und das Hotel waren schon gebucht. Nach dem Angriff der Hamas aber machen sie sich vor allem Sorgen. Farina Oelmann bekommt in dieser Zeit viele besorgte Nachrichten von Freund*innen und Verwandten. Manche glaubten, erzählt sie, ihr ungefragt ihre politische Einschätzung zum Krieg mitteilen zu müssen. Sie ignoriert das zum Teil: »Ich muss das nicht mit jeder Person diskutieren.« An sich debattiert sie aber gern darüber.

ASF stellt den Freiwilligen frei, ob sie Israel verlassen oder bleiben wollen. Aber ihre Eltern haben eine sehr klare Meinung dazu. Und auch sie fühlt sich nicht mehr wohl. Kurz nachdem das Auswärtige Amt eine offizielle Reisewarnung für Israel ausgesprochen hat, verlässt Farina Oelmann am 11. Oktober mit einem der letzten Linienflüge von Tel Aviv aus Richtung München das Land. Sie lernt nun weiterhin Hebräisch. Denn Farina Oelmann hofft, dass der Krieg bald endet. Und sie zurückkehren kann.

*Nachtrag: Der Beitrag erschien zuerst am 27. Dezember 2023 in der Rheinischen Post. Aufgrund des anhaltenden Krieges hat Farina Oelmann mittlerweile ihren Freiwilligendienst mit ASF im tschechischen Ústí nad Labem fortgesetzt, wo sie ehemalige NS-Zwangsarbeiter*innen unterstützt.*

Farina Oelmann ist seit September 2024 ASF-Freiwillige. Ihr Dienst findet im Rahmen des *Internationalen Jugendfreiwilligendienstes (IJFD)* statt und wird von der *Stiftung EVZ* gefördert.

»Du kannst dich nicht für deine Vorfahren entschuldigen. Mach es einfach besser.«

Mit 19 Jahren aus Neustrelitz in den Nordwesten von Griechenland: Die Arbeit in der jüdischen Gemeinde von Volos und an der Universität Thessalien ist von den historischen wie aktuellen Gewalterfahrungen, aber auch von einer lebensfrohen Gemeinschaft geprägt.

Lotta Berendes-Pätz

Der Bus kommt nicht. Oder er ist wieder 15 Minuten zu spät. So genau weiß ich das nie. Verzweifelt schaue ich auf die Uhr. Wenn man eins in Griechenland verliert, dann ist es die deutsche Überpünktlichkeit. Ich sitze wie jeden Morgen an der Bushaltestelle vor meiner Wohnung und will zum Büro der jüdischen Gemeinde. Langsam komme ich hier an. Das erzähle ich meinen Freundinnen in einer Sprachnachricht.

Den alten Mann, der heute neben mir sitzt, habe ich noch nie gesehen. Er hat keine Zähne mehr und trägt die gleiche Outdoorjacke wie ich. Wortlos schiebt er mir eine Tageszeitung zu, zum Draufsetzen, die Metallbank ist nämlich kalt. Als ich »Ευχαριστώ« sage, antwortet er mit »Bitte schön«, ganz bedacht und vorsichtig, er hat schon lange kein Deutsch mehr gesprochen. Ich frage ihn, ob er mal in Deutschland war. Er nicht, aber sein Vater. Der war dort Zwangsarbeiter, schlimme Zeiten, wir sprechen auf Englisch weiter. Er sagt, dass er schon lange kein Deutsch



mehr in Volos gehört habe, bis ich am Telefon gesprochen hätte. Die ganze Zeit lächelt er. Ich weiß nicht, was ich zu ihm sagen soll, alles erscheint mir unpassend. Also höre ich zu. Und er fragt mich, ob ich wirklich ein Jahr hierbleiben wolle, Deutschland sei doch ein schönes Land, ja er höre nur Gutes über Deutschland. »You can be proud to be from Γερμανία«, sagt er und wir warten weiter in unseren gleichen Jacken auf denselben Bus. Ich weiß nicht so genau, ob ich stolz sein kann. Wir steigen gemeinsam ein, aber an unterschiedlichen Stationen aus. Die Zeitungen lassen wir nebeneinander auf der Bank liegen.



Detailansicht des Holocaust-Mahnmals in Volos.

Im Museum habe ich die Ausstellung über die Jüdinnen*Juden von Volos angeschaut. Es gibt viele Held*innen der Geschichte – der Bischof Joachim, der deutsche Konsul Helmut Scheffel und die Bewohner*innen der Dörfer im Pilion, die zur Rettung der meisten Menschen der jüdischen Gemeinde von Volos beitrugen. Aber es gibt auch die Frau, die mir an einem Freitag in der Synagoge erzählt, dass ihre Mutter im KZ war. Was erwidert man dann als Deutsche? Zuckt man entschuldigend mit den Schultern? Schließlich hat man nichts mit den Verbrechen der Vorfahren zu tun. Oder muss man jetzt nachts von blutroten Flüssen und Pistolen-schüssen träumen?

Ich bin meistens still und höre den Menschen zu. Lasse sie erzählen und erinnern. Ein junger Mann aus der jüdischen Gemeinde sagt: »Du kannst dich nicht für deine Vorfahren entschuldigen. Mach es einfach besser.«

Jeden Freitag findet im Kulturzentrum neben der Synagoge ein Abendessen anlässlich des Schabbats statt. Dort treffe ich auch Nir L. Er kommt eigentlich aus Israel. Shani L., die am 7. Oktober von der Hamas ermordet wurde, war seine Nichte. Ihn haben die Terroranschläge wie einen Schlag getroffen.

Besonders den nun in vielen europäischen Ländern wieder sichtbarerem Antisemitismus bemerken auch andere Gemeindemitglieder. Schließlich werden auch in einer kleinen Stadt wie Volos die Synagoge und das Büro der Gemeinde immer von der Polizei überwacht. Es gab antisemitische Schmierereien an der Synagogenmauer und ein Grabstein auf dem Friedhof wurde beschädigt. Jede*r muss namentlich geprüft werden, bevor man das geschützte Gelände der Synagoge und des Kulturzentrums betreten darf, und ein Polizeihund schnüffelt manchmal das Büro ab.

Dennoch ist beinahe jede Begegnung von Neugier und Offenheit geprägt. Linda, die schon seit Jahrzehnten Teil der Gemeinde ist, bietet mir sofort einen Platz an ihrem Tisch an und stellt mich ihren Freundinnen vor. Kalliope, eine ältere Dame im Rollstuhl, streicht mir sanft über die Wange und spricht auf Deutsch mit mir. Sie sagt nicht, warum sie Deutsch kann, aber mittlerweile weiß ich, dass es meist nichts Gutes bedeutet.

Ich lerne aber vor allem, dass das Judentum mehr ist als der Holocaust, in dessen Zusammenhang wir meistens über jüdische Menschen sprechen. Es ist eine bunte, lebensfrohe Gemeinschaft, mit vielen Festen und einer langen Geschichte, die aber auch von starkem Schmerz geprägt ist.

Lotta Berendes-Pätz ist seit September 2024 ASF-Freiwillige in der Jüdischen Gemeinde von Volos, Griechenland. Ihr Dienst findet im Rahmen des *Internationalen Jugendfreiwilligendienstes (IJFD)* statt und wird von der *Nordkirche* gefördert.

NOA CHORIN

»Der Stolperstein vor meinem Haus ist immer da, um mich für einen Moment aus meinem Alltag zu reißen. Wer waren diese Menschen? Vielleicht lebten sie genau dort, wo ich nun lebe? Auch wenn ich legal Deutsche bin, fühle ich mich immer als Israelin in Deutschland. Das ist nicht meine Heimat.«



*1984 Kibbuz Ayelet
HaShachar, Cellistin, lebte
2009–2014 in Berlin

NA'AMA ITYEL

»Nach drei Jahren, in denen ich so beschäftigt damit war, Wurzeln zu schlagen, fühle ich mich angekommen und frage mich doch: Ich liebe Berlin, aber möchte ich wirklich an einem Ort leben, wo die Menschen sich am allermeisten darüber aufregen, wenn du zu langsam deine Einkäufe an der Supermarktkasse einpackst?«



*1987 in Tel Aviv, Tänzerin
und Yogalehrerin, in Berlin
seit 2012

Solidarisch mit den Menschen in Israel

ASF-Geschäftsführerin Jutta Weduwen im Gespräch über die Terrorangriffe vom 7. Oktober

Redaktion: Wie erlebst du die Situation in Israel seit dem 7. Oktober?

Jutta Weduwen: Die Terrorangriffe der Hamas übersteigen alles, was wir bisher kannten. Israelische Zivilist*innen und Soldat*innen wurden ermordet, gequält und verschleppt, Frauen erlitten schwere sexualisierte Gewalt. Menschen sind in großer Angst um ihre Lieben, um ihre Sicherheit, um das Land. Die Raketenangriffe auf weite Teile des Landes gehen ja weiter, das schränkt das alltägliche Leben sehr ein.

Wie geht es Freiwilligen und Partnerorganisationen in dieser Situation?

Unsere 21 Freiwilligen, die gerade erst in ihren Projekten angekommen waren, mussten wir nach Ausrufung des Kriegsrechtes in Absprache mit unseren Partnerorganisationen schweren Herzens zurückrufen. Wir hoffen, dass einige von ihnen im September noch einmal ihren Dienst beginnen können.

Wie geht es weiter?

Wir haben in Israel schon viele Krisen und Konflikte, auch Kriege erlebt. Noch nie musste der Dienst der Freiwilligen so lange unterbrochen werden. Es ist einfach schmerzhaft, dass die Begegnung zwischen Freiwilligen und den Menschen vor Ort gerade nicht möglich ist. Auch ins Gästehaus *Beit Ben-Yehuda* in Jerusalem kommen derzeit keine internationalen Gruppen. Wir leben in einer verunsichernden Zeit: In vier Ländern sind gerade keine ASF-Freiwilligendienste mehr möglich: Ukraine, Russland, Belarus und nun auch Israel. Wir versuchen, zu unseren Partner*innen und Freund*innen den Kontakt zu halten und sie, soweit es möglich ist, zu unterstützen. Dabei richten sich unsere Sorge und Verbundenheit ganz besonders an die Überlebenden der NS-Verfolgung.

Wie sieht ASF die Debatte in der deutschen Öffentlichkeit?

Es ist sehr wichtig, dass wir Solidarität mit Israel und jüdischem Leben anderswo ausdrücken – unmissverständlich und konkret. Wir müssen uns jeder Form von Antisemitismus aus allen Teilen der Gesellschaft entgegenstellen. Die Lage für die Menschen in Gaza ist katastrophal. Sie gilt es ebenso zu schützen. Wir erleben, dass Menschen hier eindeutige Haltungen haben wollen und oft einseitig argumentieren. Das wird der Komplexität der historischen, politischen und zwischenmenschlichen Dimensionen meist nicht gerecht. Man darf sich eingestehen, dass es einfach viele

Dilemmata gibt. Israel muss sich selbst verteidigen und gegen die Hamas vorgehen. Das hat zugleich schwere Auswirkungen für die Zivilbevölkerung Gazas. Israel muss die Geiseln nach Hause bringen und muss zugleich im Gegenzug Terrorist*innen freilassen. Das ist doch einfach ein Drama.

Strittig ist dabei ja auch, in welchen Kontext die Verbrechen des 7. Oktober gesetzt werden?

Die Ursache dieses Krieges liegt in der antisemitischen Gewalt der Hamas. Die Zerstörung Israels findet sich unmissverständlich in ihrer Charta und die Hamas kümmert sich nicht um die Sicherheit der Palästinenser*innen oder eine friedliche Koexistenz. Sorgen macht mir, wie wenig Empathie bestimmte Kreise in Deutschland für die jüdischen Opfer der Gewalt zeigen. Die Relativierung der islamistischen Verbrechen zieht sich durch viele politische Gruppen und Verbände, immer wieder wird dabei auch Bezug auf die deutsche Vergangenheit genommen, wenn »Free Palestine from German guilt« skandiert wird. Hier setzt unsere Arbeit an. Wichtig ist es uns, Dialogräume zu öffnen und uns Antisemitismus und Rassismus entgegenzustellen. Wichtig ist es, die Lage von Israelis und Palästinenser*innen mit Empathie, Interesse und Differenziertheit zu betrachten. Wir fühlen uns allen Menschen und Gruppen verbunden, die sich unmissverständlich gegen Antisemitismus und Rassismus positionieren und sich für die Sicherheit und friedliche Selbstbestimmung Israels und der Palästinenser*innen starkmachen.

Jutta Weduwen studierte 1990–1991 in Jerusalem und ist seit 2012 ASF-Geschäftsführerin.

»Aber ich habe keine andere Heimat«

Stimmen von Überlebenden der Shoah in Israel im Angesicht von Terror und Krieg

Lukas Welz

Einen Monat nach dem Massaker der Hamas am 7. Oktober reise ich nach Israel, um unsere Partner*innen von *AMCHA* zu treffen und weitere Unterstützung zu organisieren. 1987 gegründet von Überlebenden der Shoah, war und ist das Ziel, diejenigen zu helfen, die während der NS-Verfolgung Folter, Gewalt, Vergewaltigung oder Hunger überlebt haben und psychosoziale Unterstützung benötigen. Aus der Traumaforschung, vor allem aber aus der jahrzehntelangen Arbeit mit Zehntausenden Überlebenden der Shoah wissen wir jedoch, dass nicht nur die vergangene Gewalt Spuren hinterlässt, die keine Zeit heilt, sondern auch Gegenwartserfahrungen auf Überlebende rückwirken können: Die Flucht aus Europa über das Mittelmeer, der Verlust naher Angehöriger, die soziale Not, gerade in den Anfangsjahren des Staates Israel, vor allem aber die jahrzehntelangen Erfahrungen von Krieg und Terror wirken sich zusätzlich belastend auf die Traumatisierten der Shoah aus.

»Dies ist jetzt mein achter Krieg.« Regina Steinitz, geboren 1930, überlebte die Shoah im Berliner Versteck und kam während des Unabhängigkeitskrieges nach Israel. Von ihrem Fenster aus sieht man die Skyline von Tel Aviv. So idyllisch dies in friedlicheren Zeiten anmutet, so unmittelbar kann sie von ihrer Wohnung aus beobachten, wenn Raketen auf Tel Aviv fallen und manche noch abgefangen werden können, während andere einschlagen. »Wir Juden werden seit Jahrtausenden für alles Mögliche verantwortlich gemacht.« Regina steigert sich von Empörung in Wut über den tödlichen Antisemitismus, in Israel, in Europa und weltweit. »Bis zum letzten Tag meines Lebens werde ich erzählen von den Erfahrungen, die ich machen musste, das bin ich den Ermordeten schuldig.«

Dies empfindet auch Giselle Cycowicz so, sie wurde 1927 in Chust in der heutigen Ukraine geboren und überlebte Auschwitz-Birkenau. Ihr geht es in dem gegenwärtigen Krieg nicht um eine weitere gewaltvolle Auseinandersetzung zwischen Israel und der Hamas. »Es geht um die Werte, für die wir kämpfen. Wir wollen keine Gewalt, keine Unterdrückung und keinen Terror, wir wollen einfach leben.«

Prina Katsir wurde 1930 im rumänischen Siret geboren und überlebte Ghetto und Zwangslager. »Die Gewalt hat mich zurückgebracht in eine sehr schlechte Zeit. Bis ich 80 Jahre alt war, habe ich nicht gesprochen, hatte schlimme Albträume in der Nacht. Die Therapie hat mir geholfen, aber jetzt sind meine Nächte wieder sehr schlimm. Was ich mir selbst oft sage: Noch in jeder Gefahr, die auf uns zukommen

mag – wir können darin umkommen, doch wir werden als Menschen sterben und nicht wie eine Fliege wie damals, als wir ein Nichts waren. Und: Es gibt keinen anderen Platz für mich als Israel, nirgends auf der Welt.«

»Bis heute ist Deutsch die Sprache, in der ich vor allem lese, denke und schreibe. Aber ich habe keine andere Heimat als Israel«, sagt auch Regina noch zum Abschied. Auf meinem Rückflug über das Mittelmeer nach Europa, also in der umgekehrten Richtung zu jenem Weg, den die Überlebenden auf der Suche nach neuer Heimat und Sicherheit nahmen, wird mir klar, dass wir mit unserer Verantwortung für Menschen, die gerade jetzt wieder Ausgrenzung und Gewalt überleben müssen, versagen. »Das Leben ist so kurz, wir müssen es doch genießen können«, sagt Pnina. »Mir tut das Herz weh für jeden Menschen, für all die jungen Leute, die das Leben nun verlieren. Jeder hat das Recht zu leben, egal welcher Herkunft er oder sie ist.«

Dieser Artikel erschien zuerst im ASF-Zeichen 2/2023.

Lukas Welz war 2005 bis 2006 ASF-Freiwilliger in Israel. Er ist Vorsitzender von *AMCHA Deutschland* und seit 2021 Geschäftsleiter der *der Bundesweiten Arbeitsgemeinschaft der psychozialen Zentren für Flüchtlinge und Folteropfer (BAfF)*.

III. ZEITGESCHICHTLICHE UND POLITISCHE BEZÜGE

Terror in Israel: Fünf bittere Erkenntnisse nach dem 7. Oktober

Wohin sollen wir gehen? Juden haben schon immer auf gepackten Koffern gelebt, inzwischen brennen weltweit die Israelflaggen. Eine Betrachtung aus jüdischer Perspektive.

Nele Pollatschek

Ich würde gerne mit einer hoffnungsvollen Geschichte anfangen, seit zwei Wochen suche ich danach und verliere mich dann in der Lektüre von Diskussionen – darüber, ob die Hamas am 7. Oktober jüdische Babys geköpft hat oder ob Kleinkinder nach dem berechtigten Widerstand der Hamas lediglich tot waren und keine Köpfe hatten, Ursache ungeklärt. Darüber, ob Gruppenvergewaltigungen ein feministisches Mittel des Freiheitskampfes sind. Darüber, ob es irgendwie legitim ist im Sinne einer Befreiungsbewegung, Kindern die Augen rauszureißen oder die Hände abzuschneiden, bevor man sie vor ihren Eltern ermordet, wenn diese Eltern nun mal »Zionisten« sind.

Am 7. Oktober passierten fünf Dinge. Erstens, die islamistische Terrororganisation Hamas ermordete 1.400 Menschen, die große Mehrheit von ihnen Zivilisten, mit einer Brutalität, die man sich gar nicht vorstellen muss. Die Mörder filmten sich dabei, stellten ihre Taten ins Internet, ließen keinerlei Zweifel daran, dass die Kinder, die sie da totfolterten, die Alten und Schwachen, keine Kollateralschäden eines militärischen Manövers waren, sondern dass es kein anderes Ziel zu erreichen gab, als möglichst viele Zivilisten möglichst grausam zu ermorden.

Zweitens, die Hamas besiegelte das Leid und den Tod zahlloser Palästinenser, denn selbst wenn Israel nur ein durchschnittliches Land mit durchschnittlichen Sicherheitsbedürfnissen wäre, gibt es schlicht kein Land der Welt, das nach

einem so brutalen Massaker nicht massiv reagieren würde. Nichts von dem, was in den folgenden Wochen passiert, kein Leid, keine Not, kein einziges totes palästinensisches Kind, war der Hamas nicht vorher klar.

Selbst wenn man jede Tat Israels verdammt, sogar besonders, wenn man jede Tat Israels verdammt, kann man nicht behaupten, dass die Hamas nicht wusste, was sie tat, dass sie ihre Schutzbefohlenen nicht willentlich opferte, wenn es nur bedeutete, möglichst viele Juden zu ermorden (Juden, nicht Israelis, denn das ist das Wort, das sie verwenden).

Drittens verloren Israelis und Juden auf der ganzen Welt am 7. Oktober ihre Grundversicherung. Die Überzeugung, dass eine mehr als tausendjährige Geschichte von Pogromen durch die Gründung dieses Staates vor 75 Jahren endlich ein Ende gefunden hatte. Das Wissen, dass man – anders als die Generationen zuvor – einen Ort hat, der einen schützt, wenn alle anderen es nicht mehr tun. Wir sitzen zwar immer noch auf gepackten Koffern, aber zum ersten Mal wissen wir nicht, wo die Reise hingehen würde.

Viertens, während der jüdische Plan B zum ersten Mal zu unseren Lebzeiten infrage steht, ist der Plan A seit dem 7. Oktober so unsicher wie nie zuvor. Überall auf der Welt steigt der Antisemitismus so rasant an, dass man froh ist, noch vor Kurzem die Worte »exponentielles Wachstum« gelernt zu haben. In Berlin feiern Menschen das Massaker auf den Straßen, Häuser werden mit Davidsternen markiert, Synagogen werden attackiert in Deutschland, Großbritannien, Wien und so weiter. In Detroit wurde eine Rabbinerin erstochen. Für Deutschland warnt der Präsident des Bundesamts für Verfassungsschutz, Thomas Haldenwang, vor gezielten Angriffen auf Juden. Seit dem Überfall der Hamas auf Israel hat es allein in Deutschland 1.800 antisemitische Straftaten gegeben, und es werden stündlich mehr.

Viele Juden, in Deutschland und überall, verstecken ihr Judentum. Sie entfernen ihre Mesusot von den Türen, Menora aus Fenstern, alles, was eine religiöse Zugehörigkeit verraten könnte. Als die Hamas einen »Tag des Zorns« ankündigt und zur Gewalt gegen Juden weltweit aufruft, verstecken wir uns in unseren Häusern und sind unseren Vorfahren näher als je zuvor. Zum ersten Mal verstehen wir, warum sie damals nicht gegangen sind. Nicht, weil sie die Gefahr nicht erkannt haben, sondern weil sie nicht wussten, wo sie sicher sein könnten.

Sonntag Abend stürmen Hunderte Menschen einen Flughafen in der russischen Republik Dagestan, in der eine Maschine aus Tel Aviv gelandet ist. Der Mob schreit »Allahu akbar«, stoppt Autos, um sie nach Juden zu durchsuchen. In den sozialen Netzwerken grassiert ein Video, in dem ein Mann eine Gruppe Jungs fragt, warum

sie hier sind. »Um Juden zu töten.« Die jüdische Gemeinde von Dagestan erwägt zurzeit, alle Juden aus der Hauptstadt in Sicherheit zu bringen. Sie wissen nur nicht, wohin.

Das Problem ist übrigens nicht, dass Juden Angst hätten – manche haben Angst, manche haben keine, Menschen, auch jüdische, sind unterschiedlich –, sondern dass sie in Gefahr sind. Angst ist ein subjektives Gefühl, auf das man oft keine Rücksicht nehmen sollte. Wenn Synagogen angegriffen werden, Rabbinerinnen erstochen und Flughäfen gestürmt, handelt es sich um eine objektive Bedrohungslage.

Es ist, als hätten die Zionisten schon wieder recht gehabt, wenn sie behaupten, dass die Sicherheit von Juden in der Diaspora sich nur daraus ableitet, dass Israel unangreifbar wirkt. Wie damals im 19. Jahrhundert, als Zionisten auf die völlig paranoide Idee kamen, die Juden wären ohne einen eigenen Staat in andauernder Lebensgefahr. Das vergisst man oft, dass der Zionismus – der Glaube, dass Juden einen eigenen Staat brauchen – eben keine Reaktion auf den Holocaust war, sondern der verzweifelte Versuch, ihn zu verhindern.

Fünftens, linke Juden überall auf der Welt begriffen am 7. Oktober, dass sie einen kolossalen Fehler gemacht hatten. Es ist nicht immer leicht, Gräueltaten zu verurteilen, weil die, die sie begehen, meist versuchen, sie zu verstecken. Aber es ist wirklich nicht schwer, Menschen zu verurteilen, die live in den sozialen Netzwerken übertragen, wie sie Zivilisten foltern und ermorden. Es ist wirklich nicht schwer, Menschen zu verurteilen, die nicht als Kollateralschaden eines militärischen Manövers morden, sondern aus reiner Lust daran.

In den ersten Stunden, während die Hamas noch mordete, dachte ich, dass die Linke so schweigsam ist, weil sie ein ähnlich schreckliches Erwachen erlebt, wie es Juden überall auf der Welt gerade tun. So wie viele Juden begriffen, dass wir uns unsere Sicherheit nur eingebildet hatten, begreift die Linke, dachte ich, wie falsch ihre Einschätzung der Hamas war oder der Ambitionen großer Teile der arabischen Welt.

Dann wurde die internationale Linke laut.

Ein Bild von einem Social-Media-Konto, das sich sonst mit der antirassistischen Bewegung »Black Lives Matter« assoziiert, ging viral, es zeigt einen Paraglider, weil die Hamas-Terroristen die Besucher des Musikfestivals in Israel mit Paraglidern angegriffen hatten, mit einer palästinensischen Fahne, dazu der Satz »I stand with Palestine«.

In London ließ sich ein Redensführer mit einem »Against Racism«-T-Shirt filmen, wie er schwor, hier zu stehen, bis Israel zerstört sei: »That is what from the river to the sea means, it means there is no Israel.« Auf einen Tweet, der daran erinnerte, dass Zivilisten immer Zivilisten sind, antwortete eine Professorin aus Yale, dass Siedler keine Zivilisten seien, was erstens rechtlich falsch ist, egal was man von Siedlern hält, zweitens inhaltlich falsch, weil die von der Hamas ermordeten Zivilisten keine Siedler waren, drittens moralisch falsch, weil man nicht diskutiert, ob Babys Zivilisten sind. Und das war einer ihrer harmloseren Tweets.

Gut 30 Studentengruppen der Universität Harvard schrieben noch in der Nacht des Angriffs eine Petition, in der sie die alleinige Verantwortung für die Hamas-Morde der israelischen Regierung zuschrieben, ohne der islamistischen Terrororganisation Hamas auch nur eine Teilschuld am Foltern, Ermorden und Entführen von mehr als 1.000 Zivilisten zu geben. Ein Professor der Universität Cornell hielt eine flammende Rede, in der er verkündete, dass die Palästinenser keine Menschen wären, wenn sie diese Herausforderung des Gewaltmonopols nicht beschwingte. »Ich war hocherfreut« – »I was exhilarated« – sagte er, in der Tat sichtlich erfreut.

Der ehemalige griechische Finanzminister Yanis Varoufakis verglich die Hamas mit dem südafrikanischen ANC, der in seinem Befreiungskampf »auch unschuldige Zivilisten getötet hat«. In dem Moment konnte man endlich verstehen, warum jahrelang versucht worden ist, Israel, ein Land, in dem eben auch 20 Prozent arabische Israelis leben, arbeiten, studieren, dozieren, wählen und gewählt werden, als Apartheid zu deklarieren: damit man genau jetzt die Taten der Hamas legitimieren konnte – selbst wenn der ANC nie etwas Vergleichbares getan hat, nicht wahllos Zivilisten ermordet, keine Kinder gefoltert hat.

Und während die 85-jährige Yocheved Lifshitz und ihr Ehemann Oded, lebenslange Menschenrechtler und Friedensaktivisten, die in ihrer Freizeit kranke Palästinenser ins Krankenhaus fuhren, zusammen mit mehr als 200 anderen Geiseln im Gaza-streifen gehalten wurden (Yocheved wurde mittlerweile freigelassen, ihr Ehemann ist noch in Geiselhaft), rissen »Aktivisten« Plakate mit den Bildern der Geiseln von Litfaßsäulen. Ließen sich filmen, wie sie Bilder von entführten dreijährigen Kindern beschimpften. Was man halt so macht, als guter Mensch.

Und weil wirklich kein Take zu dumm ist, marschierten in New York Demonstranten mit Plakaten, deren Aufschrift »Gays 4 Gaza« und »Reproductive Justice means Free Palestine« lautete (ungefähr: Das »Recht auf Schwangerschaftsabbrüche bedeutet freies Palästina«). Wie man weiß, setzen sich Islamisten besonders für die Rechte von Homosexuellen und Frauen ein.

Zuletzt, und nachdem Greta Thunberg vorausgegangen war, ergriff »Fridays for Future« Partei mit einem Beitrag, von dem man im Wortlaut nicht mal sagen kann, ob er jetzt propalästinensisch ist oder schon direkt pro Hamas, sicher aber kann man sagen, dass die Verfasser offenbar glauben, dass »die Medien« uns vorspielen, der Nahostkonflikt sei kompliziert, was er aber gar nicht sei, denn der Apartheidstaat Israel sei schließlich von Siedlerkolonialisten gegründet worden. (Zur Erinnerung: Israel wurde 1948 gegründet von einer kleinen Gruppe indigener Juden, die seit Jahrtausenden in dem Gebiet leben, Überlebenden der europäischen Vernichtungsmaschine und Vertriebenen aus Ländern der Arabischen Liga, heute sind die meisten israelischen Juden Misrachim, also Menschen, deren Wurzeln im Mittelmeerraum und in Nordafrika liegen.)

Und während linke Nichtjuden das Internet vollschrieben mit der Behauptung, dass Widerstand eben so aussehe (selbst der Widerstand im Warschauer Ghetto sah nicht so aus), während sonst mit dem Checken von Privilegien beschäftigte Studenten aus Harvard hämisch fragten: »Was dachtet ihr denn, was Dekolonialisierung bedeutet?«, bettelten linke Juden um einen Funken Empathie.

In langen Threads belegten sie ihren propalästinensischen Aktivismus, ihren Kampf für Frieden und baten darum, jetzt, wo sie um Freunde und Familie trauerten, um Menschen, von denen viele selbst linke Aktivisten waren, nicht erniedrigt zu werden.

Ich bin nicht wütend, ich bin nicht mal enttäuscht. Ich frage mich nur, wie wir so dumm sein konnten. Wie man denken konnte, es ginge der progressiven Linken um Menschenrechte, um universelle Werte.

In den Tagen nach dem 7. Oktober hätte die internationale Linke völlig selbstverständlich beweisen können, dass sie sich genauso für den Schutz von Juden interessiert wie für den jeder anderen bedrohten Minorität. Zur Erinnerung: 0,2 Prozent der Weltbevölkerung sind Juden. Sie hätte, nur für ein paar Stunden, einmal deutlich die Hamas verurteilen können.

Sie hätte sich ein einziges Mal mit Israel solidarisieren können, um zu beweisen, dass sich ihre Israelkritik aus einer Verpflichtung für universelle Menschenrechte und nicht aus Antisemitismus speist. Sie hätte die urjüdische Angst, dass es wenige stört, wenn man ermordet wird, und viele erfreut, lindern können.

Sie, genau wie die Arabische Liga, hätten die israelischen Hardliner, all jene, die behaupten, Israel müsse mächtig und hart sein, um sich vor der Vernichtungslust zu schützen, den Wind aus den Segeln nehmen können. Dann klänge es jetzt nicht so schal, wenn sie israelische Militäraktionen verurteilen. Wer sich am 7. Oktober nicht

für Menschenrechte interessierte, nicht für Zivilisten, nicht für Frauen und Kinder, der kann jetzt nicht behaupten, es gehe ihm um Menschenrechte, Zivilisten, Frauen und Kinder. Dem geht es um etwas anderes, und wir werden ihm nie wieder glauben. Wir werden ihnen nie wieder glauben.

Die globale progressive Linke hätte die israelische Linke auffangen können, trösten, gemeinsam hätte man Wege finden können, Palästinenser zu beschützen, ohne Juden zu gefährden. Gerade wenn man jetzt behauptet, Israel begehe einen Genozid im Gazastreifen, hätte man zu Hunderttausenden in London dafür demonstrieren können, dass Ägypten seine Grenze zum Gazastreifen öffnet, um palästinensische Zivilisten aufzunehmen. Je schlimmer man Israel findet, desto mehr hätte man dafür kämpfen müssen, dass Länder auf der ganzen Welt – auch das eigene – palästinensische Flüchtlinge aufnehmen. Die Varoufakis-Linke, alle Menschen, die die israelische Armee für exzessiv halten, hätten fordern können, Blauhelme zu schicken.

Man hätte sich auf die Seite jener Menschen im Gazastreifen stellen können, die nicht in einem von der Iranischen Republik dirigierten islamistischen Staat als einkalkulierte Kollateralschäden verheizt werden wollen. Wer eben noch »Frau, Leben, Freiheit« rief, hätte das »Free Palestine« konsequenterweise durch ein »Free Palestine from Hamas« ergänzen müssen. Man hätte helfen können – man wollte lieber eskalieren. Man will sich lieber über tote Juden lustig machen, man will tote Palästinenser lieber heroisieren, als ernsthaft zu versuchen, ihre Leben zu retten. Ich würde diesen Text gerne mit einer hoffnungsvollen Geschichte beenden. Mir fällt nur keine ein.

Der Artikel erschien am 31. Oktober 2023 auf SZ.de (Süddeutsche Zeitung). © Alle Rechte vorbehalten. Süddeutsche Zeitung, München.

Nele Pollatschek ist Autor und Journalist und schreibt für das Feuilleton der Süddeutschen Zeitung.

Was bedeutet der Terror vom 7. Oktober für die israelische Gesellschaft?

Fania Oz-Salzberger im Interview mit Till Schmidt

Die Historikerin Fania Oz-Salzberger über die Lage in Israel. Das Gespräch fand bereits Anfang Januar statt. Bis zum Israelsonntag kann einiges überholt sein, doch Oz-Salzberger gibt wichtige innerisraelische Einblicke, weswegen wir das Interview an dieser Stelle abdrucken.

Till Schmidt: Frau Oz-Salzberger, wir sprechen genau drei Monate nach dem 7. Oktober und fast 100 Tage nach Beginn des Krieges Israels gegen die Hamas. Was bedeutet es in diesen Tagen, Israeli zu sein?

Oz-Salzberger: Die gesamte Gesellschaft steckt noch immer in einer Zeitschleife. Die Art der Gewalt durch die Hamas kannten wir aus Erzählungen unserer Großeltern, hätten uns aber nie vorstellen können, so etwas selbst einmal durchleben zu müssen – trotz der Kriege und Terroranschläge, an die wir in Israel gewöhnt waren. Jedem, auch arabischen Israelis, ist bewusst, dass auch er selbst entführt, verstümmelt, vergewaltigt, ermordet werden sollte. Ständig finden Beerdigungen in der Folge des 7. Oktober und des Kriegs statt. Weiterhin werden Opfer identifiziert, Geiseln ermordet, Menschen erfahren, dass Freunde oder Angehörige nicht mehr in Geiselnhaft, sondern schon getötet sind. Viele kämpfen dagegen an, posttraumatisch zu werden.

Wie hat der 7. Oktober die israelische Gesellschaft verändert?

Unser Sicherheitsgefühl ist verloren gegangen. Bis zu einem gewissen Grad betrifft das auch das Vertrauen in die Armee als Beschützer, von der am 7. Oktober Teile von der Grenze zu Gaza abgezogen worden waren ins Westjordanland, zum Schutz radikaler, gewalttätiger Siedler. Nun sind wir uns überall in Israel der Möglichkeit eines extremen Terroranschlags bewusst. Das macht nervös. Nicht wenige besorgen sich Waffen. Der rechtsextreme Minister für innere Sicherheit, Itamar Ben-Gvir, erlaubt das auch sehr dubiosen Leuten. Das ist Gift für den sozialen Zusammenhalt und dürfte etwa auch zur Zunahme häuslicher Gewalt führen. Die Körpersprache im Alltag hat sich verändert. Jeder umarmt sich – selbst harte Männer aus älteren Generationen zeigen sich verletzlich. Und weil wir unsere Kinder nicht vor den Hamas-Terroristen schützen konnten und sie jetzt mit entsetzlichen Berichten über das Geschehene konfrontiert sind, fragen sich viele von uns verstärkt, welches Land wir unseren Nachfahren einmal hinterlassen wollen.

Wie beantworten Sie diese Frage?

Der Zionismus besagt, dass die Juden ein Recht auf ihren souveränen Staat haben. Dieses Zionismus-Verständnis ist mit der Staatsform Demokratie und dem Prinzip gleicher Bürgerrechte für Juden und Araber innerhalb des jüdischen Staates völlig kompatibel, ebenso mit einem benachbarten palästinensischen Staat. Innerhalb der Hauptströmung des Zionismus gab es, beginnend mit Theodor Herzl, eine sehr pragmatische Einstellung: Alles, was wir brauchen, ist unser eigenes kleines Stückchen im Land Israel, wo wir unser eigenes Utopia schaffen können. Nicht mehr und nicht weniger.

Ein »Altneuland«, wie Herzl den Staat in seinem utopischen Roman von 1903 nannte, dessen hebräischer Titel der wenig später gegründeten Stadt Tel Aviv ihren Namen gab.

Tel Aviv ist auch für mich der Inbegriff des Zionismus. Ich zähle die Stadt wegen ihres Kosmopolitismus und ihrer Liberalität neben der hebräischen Kultur und den Kibbuzim zum Besten, was der Zionismus geschaffen hat. Herzls Vision stand lange für den Mainstream-Zionismus, der von den Menschen als Individuen mit einer Identität statt von den Juden als mystischer Einheit ausging. Lange Zeit unterstützte fast das gesamte zionistische Spektrum – Sozialdemokraten, Zentristen, gemäßigte religiöse Zionisten, sogar die Rechten –, dass der Staat der Juden eine liberale Demokratie sein müsse. Doch als eigennützigem Machiavellist hat sich Netanjahu als Partner extrem nationalistische und religiöse Rechte ausgesucht; sie lehnen die liberale, demokratische Bedingung des Zionismus ab. Die Strömung, der ich angehöre und die an Herzls Ideen anknüpft, nenne ich »humanistischen Zionismus«. Er steht für menschliche Handlungsmacht statt für Vertrauen auf Gott, für ein friedliches Zusammenleben von Juden und Arabern und dafür, dass Menschen- und Bürgerrechte für alle gelten. Auch für Frauen, israelische Araberinnen und Araber und LGBTQ, gegen die sich Vorhaben der aktuellen Regierung unzweideutig richten.

Vor einem Jahr begann die Netanjahu-Regierung ihren als »Justizreform« bezeichneten Staats- und Gesellschaftsumbau. Sie gehörten von Anfang an zur landesweiten Protestbewegung. Diese konnte – bis zum 7. Oktober – die Regierungspläne abbremsen. Wo steht die Bewegung jetzt?

Kurz nach dem 7. Oktober zeigte sich, dass die Regierung schlicht unfähige Minister und Staatsbedienstete ausgewählt hatte. Die israelische Zivilgesellschaft, mit der Protestbewegung an der Spitze, sprang ein, um etwa landesweite Spenden für die aus Südisrael evakuierten Überlebenden zu koordinieren, Vermisste, Gerettete und Geiseln zu identifizieren, sogar um eine Datenbank für nach dem 7. Oktober

gesuchte Haustiere zu erstellen. Ich selbst engagierte mich in einem Interviewprojekt mit Überlebenden aus einem der angegriffenen Kibbuzim.

Letzte Woche kassierte das Oberste Gericht das einzige Gesetz der »Justizreform«, das die Regierung bisher durchsetzen konnte.

Das bringt Wind in unsere Segel. Zwar kämpfen Teile der Protestbewegung in Gaza oder sind als Angehörige von Ermordeten und Geiseln emotional noch nicht wieder bereit für Proteste. Doch am Samstag nach dem Urteil nahmen in Tel Aviv viele Tausende wieder an der traditionellen Demonstration teil. Dort überschneiden sich inzwischen zwei Demonstrationen: Als Pro-Demokratie-Bewegung gegen Netanjahu marschieren wir zum Platz vor dem Tel Aviv Museum of Art, wo die Familien der Geiseltagein, tagaus mit Fotos ihrer Angehörigen sitzen und auf deren Schicksal aufmerksam machen. Wir vergessen nicht, wie hart Ben-Gvirs Polizei gegen die Familien vorgeht, die es wagen, vor dem Wohnsitz von Netanjahu zu demonstrieren. Trauernde Angehörige werden dort von Polizisten weggeschubst, weggestoßen, sogar verhaftet.

Wird es also künftig wieder zu mehr Protesten kommen?

Ja, perspektivisch können wir mit einem Wiederaufleben der Protestbewegung rechnen. Netanjahu erzählt immer wieder, der Krieg werde noch eine ganze Weile dauern. Ich glaube, aus politischem Kalkül: weil sein Kontrahent Benny Gantz erklärt hat, sich erst nach Kriegsende für Neuwahlen einzusetzen, und weil so viele frühere Anti-Netanjahu-Demonstranten als Soldaten eingebunden sind oder finden, mitten im Krieg sei der Zeitpunkt für politische Proteste nicht richtig. Doch mehr als die Hälfte der Israelis glaubt Netanjahu kein Wort, und sein Prozess wegen Korruption wurde wieder aufgenommen. Das ist, in einer so existenziellen Situation, keine gute politische Ausgangslage für ihn.

Als Angehörige der Protestbewegung waren Sie daran beteiligt, Vorschläge für eine Verfassung, die es in Israel nach wie vor nicht gibt, auszuarbeiten. Ist das noch ein Thema?

Auf jeden Fall. Sogar die Rechten beginnen nun zu begreifen, dass es in unserem Regierungssystem strukturell nicht genügend Checks and Balances gibt. Darunter leiden wir auch mitten im Krieg. Das betrifft etwa militärische und sicherheitspolitische Entscheidungsprozesse, die Sozialfürsorge und die Organisation eines staatlichen Notstands.

In Ihren Verfassungsvorschlägen und Ihrer selbstkritischen Analyse der Protestbewegung haben Sie stets darauf hingewiesen, wie entscheidend die Inklusion der arabischen Bevölkerung Israels sei.

Im Moment ist die Beziehung zwischen arabischen und jüdischen Bürgern innerhalb Israels enorm angespannt und belastet. Die Juden haben das Gefühl, die Araber würdigten die existenzielle Bedeutung des 7. Oktober nicht ausreichend. Die Araber haben – bei allen Differenzen und Konflikten zwischen den muslimischen, christlichen und drusischen Arabern – oft das Gefühl, pauschal als Hamas-Unterstützer verdächtigt zu werden. Und sie kritisieren, dass jüdische Israelis von ihnen verlangen, die Grausamkeit des Hamas-Angriffs anzuerkennen, selbst aber zur humanitären Lage in Gaza schweigen. Dem stimme ich teilweise zu. Auch ich muss mich in dieser traumatischen Situation anstrengen, mich auf meinen Verstand, meine Vernunft und meine Prinzipien besinnen, um mir die vielen unschuldigen Menschen im Gazastreifen vorzustellen und mit ihnen zu fühlen.

Sie lehren als Geschichtspräsidentin in Haifa, der am stärksten gemischten Stadt Israels. Wie nehmen Sie das jüdisch-arabische Zusammenleben vor Ort wahr?

An der Universität Haifa studieren etwa 25 Prozent arabisch-israelische Studierende, ein Anteil, der über dem Anteil arabischer Israelis an der Gesamtbevölkerung liegt. Vor dem verspäteten Semesterbeginn haben wir uns professionell beraten lassen, um bei uns an der Universität ein respektvolles Gespräch zu ermöglichen zwischen Gruppen verschiedener Ethnien und Meinungen. Nun, nach der ersten Woche, habe ich den Eindruck, das gelingt durchaus. Hier sehe ich daher das Potenzial, den »Geist von Haifa« wiederzubeleben.

Stimmt Sie das trotz der massiven Spaltung der israelischen Gesellschaft optimistisch?

Als Israelis haben wir ein großes Talent für soziale Verbundenheit, Solidarität und gegenseitige Unterstützung über politische und ethnische Grenzen hinweg. Im letzten Jahr, dem Katastrophenjahr, habe ich auch gemerkt, welch eine ungewöhnlich große Zahl wundervoller Menschen mich umgibt. Derzeit erlebe ich zwar die schlimmste Zeit meines Lebens, aber ich weiß, wir befinden uns mitten in einem einzigartigen historischen Experiment. Darin gelingt es so vielen Menschen, aufzustehen und für die Rettung ihres Landes einzutreten – für die Rettung vor seiner eigenen Regierung und vor dem Hass, der uns hier in der Region und weltweit entgegenschlägt.

Das Interview »Wir müssen uns auch vor unserer Regierung retten« erschien am 13. Januar 2024 auf FAZ.NET. © Alle Rechte vorbehalten. Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main. Zur Verfügung gestellt vom Frankfurter Allgemeine Archiv.

Prof. Dr. Fania Oz-Salzberger ist Historikerin und lehrt an der Universität Haifa. Sie wuchs als Tochter des Schriftstellers Amos Oz im Kibbuz Hulda auf.

*1954 in Tel Aviv, Informatiker
und Feldenkrais-Lehrer, kam
dreimal nach Berlin, 1977
(da war es noch exotisch),
1985–1989 mit seiner
israelischen Frau, lebt seit 2010
wieder in Berlin



MICHAEL RICHTER

»Als ich das erste Mal in Berlin war, habe ich das Haus meines Vaters gesucht: Dresdener Straße 18, ich fuhr die Straße lang ... Nummer 15, 16, 17. Alle Häuser standen noch, das Haus meines Vaters war abgerissen, dort verlief die Mauer.«

MATI SHEMOELOF

»Als Jude kann ich nicht die Familiengräber an den Orten besuchen, an denen meine Vorfahren für über 1.000 Jahre lebten: Iran, Syrien und Irak ...«

*1972 Haifa, Dichter, lebt in
Berlin seit 2013



IV. LITERATUR

Wiedergelesen

Maritta Kloppenburg

Jenny Erpenbeck: Heimsuchung. Roman

Eichborn, Frankfurt am Main 2008, gebunden, 191 Seiten, 17,95 Euro

Das Bremer »Arisierungs«-Mahnmal erinnert mich an Doris, Tochter von Ernst und Elisabeth, zwölf Jahre alt, geboren in Guben. In ihrem Roman »Heimsuchung« beschreibt Jenny Erpenbeck die Versteigerungen von jüdischen Möbeln und Hausrat.

Als ich das erste Mal davon hörte, dass in Bremen – als bisher erstem und einzigem Ort in Deutschland – ein Denkmal zur Erinnerung an die »Arisierung« jüdischen Eigentums im Nationalsozialismus eingeweiht werden soll, fiel mir sofort eine Passage in einem Roman ein, den ich circa 14 Jahre zuvor gelesen hatte. In ihm wird literarisch auf sehr eindrückliche Weise das beschrieben, woran das Bremer Denkmal erinnern möchte.

Ich weiß noch heute, wie tief mich diese Geschichte von Doris, Tochter von Ernst und Elisabeth, zwölf Jahre alt, geboren in Guben, bewegt und zu Tränen gerührt hat.

Daher war auch meine erste Reaktion auf das Denkmal eine sehr positive: Wie gut, dass es hier in Bremen einen Ort gibt, der an die systematische, bis ins Kleinste durchorganisierte und Schritt für Schritt durchgeführte Vernichtung von jüdischem Leben, und hier speziell an den Raub von Möbeln und des gesamten Hausinventars, erinnert!

In ihrem Roman »Heimsuchung« beschreibt Jenny Erpenbeck ein Haus mit Grundstück an einem märkischen See in Brandenburg und erzählt die Geschichten der wechselnden Bewohner im Verlauf des vergangenen Jahrhunderts und die Einflüsse der geschichtlichen Ereignisse auf ihr Leben.

Ein Kapitel des Buches trägt die Überschrift »Das Mädchen« und es geht um Doris, Tochter von Ernst und Elisabeth, zwölf Jahre alt, geboren in Guben. Ihre Mutter Elisabeth ist die Schwester von Ludwig, deren Eltern heißen Arthur und Hermine und sind jüdische Tuchfabrikanten. Die Familie besitzt ein Grundstück an besagtem märkischem See mit Badehaus und Steg, wo sie im Sommer und an Wochenenden schöne Tage verleben.

Im Jahr 1936 wandert Doris' Onkel Ludwig mit seiner Frau Anna nach Südafrika aus, 1939 wollen auch die Großeltern Deutschland verlassen und verkaufen das See-grundstück an den benachbarten Architekten, der dafür eine »Entjudungsgewinn-abgabe« von sechs Prozent an das Finanzamt zahlen muss. Bevor die Ausreise möglich ist, werden die Großeltern jedoch von der Levetzowstraße in Berlin-Moabit aus abtransportiert und sterben in Kulmhof bei Litzmannstadt in einem Gaswagen, während gleichzeitig ihr gesamter Besitz – auch der Verkaufserlös des Seegrund-stücks – an das Deutsche Reich, vertreten durch den Reichsfinanzminister, fällt und der Hausrat versteigert wird.

Ernst, der Vater von Doris, stirbt als Zwangsarbeiter beim Autobahnbau an Fleck-fieber und Doris wird mit ihrer Mutter Elisabeth nach Warschau deportiert.

Ernst und Elisabeth hatten sich um eine Ausreise nach Brasilien bemüht und für den Umzug Möbel und Hausrat in einen Container verpackt:

»In Brasilien, hatte der Vater gesagt, wirst du einen Sonnenhut brauchen. Gibt es in Brasilien auch Seen? Aber ja. Gibt es in Brasilien auch Bäume? Doppelt so große wie hier. Und unser Klavier? Das passt nicht mehr rein, hatte der Vater gesagt und die Tür des Containers, in dem ihr Schreibpult stand, und mehrere Koffer mit Wäsche und Anzihsachen, und ihr Bett mit den Matratzen und all ihre Bücher, zugemacht und verschlossen. Auf dem Hof irgendeiner Gubener Spedition stand sicher immer noch dieser Container ...« (Seite 86)

Als Doris und ihre Mutter 1942 im Warschauer Ghetto leben, wird an einem Tag im Juni »ihr gesamter Gubener Hausrat in der umgekehrten Reihenfolge, in der ihr Vater und ihre Mutter ihn zwei Jahre zuvor für die Ausreise nach Brasilien in die Container gepackt hatten, von Herrn Carl Pflüger und dem ihm beigeordneten Kriminalkommissar Pauschel aus den Containern herausgenommen und für die Versteigerung hergerichtet«. (Seite 88)

»... genau an diesem Tag im Juni, etwa zwei Monate nach ihrer Ankunft in Warschau, wurde, ohne dass sie es wusste, in Guben ihr Kinderbett, laufende Nummer 48, für Mk. 20,- an Frau Warnitschek aus der Neustädter Straße 17 versteigert, ihre

Kakaokanne, laufende Nummer 119, an Herrn Schulz aus der Alten Poststraße 42, nur wenige Häuser neben dem Haus, in dem sie gewohnt hatten, und die Ziehharmonika ihres Vaters, laufende Nummer 133, für Mk. 36,- an Herrn Moosmann, Salzmarktstraße 6. Am Abend dieses Tages, an dem sie erst kurz vor der Sperrstunde in ihr Quartier zurückging, an diesem Abend eines der längsten Tage des Jahres 1942, an dem ein leichter, frühsommerlicher Wind die Zeitungen fortwehte, mit denen die Körper der Toten bedeckt waren, und Verwesungsgeruch aufstieg, an diesem hellen Abend, an dem sie, wie sie es sich hier angewöhnt hatte, in Schlangenlinien heimging, um nicht über die Leichen zu stolpern, am Abend dieses Tages, an dem sich wie an allen anderen Abenden das Weinen der elternlosen Kinder in den Hausfluren erhob, an diesem Montagabend, an dem ihre Mutter ihr die für die Armbanduhr eingetauschten Kartoffeln vorsetzte, sehr wahrscheinlich die letzten, die sie in ihrem Leben gegessen haben würde, an diesem Abend schon ruhten all die Bettlaken von Ernst, Elisabeth und Doris, je paarweise für Preise zwischen Mk. 8, Pf. 40 und Mk. 8, Pf. 70 ersteigert, laufende Nummern 177 bis 185, glattgestrichen in den Wäscheschränken der Familien Wittger, Schulz, Müller, Seiler, Langmann und Brühl, Klemker, Fröhlich und Wulf.« (Seite 88 f.)

Im Verlauf des Buchkapitels wird beschrieben, wie Doris in einer winzig kleinen, stockdunklen Kammer ausharrt, die ihr als Versteck dient und die sie auf Geheiß der Mutter nicht verlassen darf. Sie ist nun mutterseelenallein, das Ghetto wurde geräumt und auch die Mutter wird nicht wiederkommen. Alles um sie herum ist vollkommen still und dunkel und niemand mehr weiß, dass sie da ist. »Farbig ist nur noch das, woran sie sich erinnert, mitten in dieser Dunkelheit.« Und diese Erinnerungen sind vor allem die an das Grundstück am märkischen See, an dem die Familie viele glückliche und unbeschwerte Stunden verbracht hat.

»Während das Mädchen in seiner schwarzen Kammer sitzt und von Zeit zu Zeit versucht, sich aufzurichten, dabei aber mit dem Kopf gegen die Decke des Verstecks stößt, während es die Augen weit aufmacht und dennoch nicht einmal die Wände seiner Kammer sehen kann, während die Dunkelheit so groß ist, dass das Mädchen nicht einmal erkennen kann, wo sie aufhört, erscheinen in seinem Kopf Erinnerungen an Tage, an denen das ganze Blickfeld mit Farben ausgefüllt war bis an die Ränder. Wolken, Himmel und Blätter, Blätter von Eichen, Blätter der Weide, die wie Haare herunterhängen, schwarze Erde zwischen den Zehen, trockene Kiefernadeln und Gras, Kienzapfen, schuppige Rinde, Wolken, Himmel und Blätter, Sand, Erde, Wasser und Bretter des Stegs, Wolken, Himmel und gleißendes Wasser, in dem die Sonne sich spiegelte, schattiges Wasser unter dem Steg, durch die Ritzen kann sie es sehen, wenn sie sich mit dem Bauch auf die warmen Bretter legt, um nach dem

Baden zu trocknen. Nachdem der Onkel schon fort war, hatte der Großvater sie noch zwei Sommer lang zum Segeln mitgenommen. Sicher steht die Jolle des Großvaters noch immer in der Werft des Dorfes. Seit vier Jahren im Winterquartier. Jetzt, ohne zu wissen, ob draußen Tag ist oder Nacht, greift das Mädchen nach der Hand, die der Großvater ausstreckt, steigt vom Steg auf den Bootsrand hinüber, sieht, wie der Großvater den Knoten, mit dem das Boot am Steg festgemacht ist, löst und das Seil ins Boot wirft.« (Seite 81)

Auch Schwimmen hat Doris dort im See gelernt und die Nachbarin hat ihr gezeigt, wie man Krebse fängt, eine Weide hat sie mit dem Großvater und dem Onkel dort gepflanzt.

Schließlich wird das Mädchen in der Kammer der verlassenen Wohnung in der Nowolipiestraße in Warschau entdeckt vom »Werterfassungskommando unter Leitung eines deutschen Soldaten«. Zum letzten Mal geht sie nun durch die Straßen des Ghettos in Warschau und wird in ein Vernichtungslager deportiert.

»Von den hundertzwanzig Menschen im Waggon ersticken während der zwei-stündigen Fahrt ungefähr dreißig. Weil sie ein elternloses Kind ist, gilt sie, wie auch einige Alte, die nicht mehr gehen können, und ein paar, die während der Fahrt den Verstand verloren haben, als Hindernis für den reibungslosen Ablauf und wird deshalb gleich nach der Ankunft beiseitegetrieben, an einem Kleiderhaufen vorüber, der so hoch ist wie ein Berg ... Zwei Minuten lang wölbt sich über ihr ein leicht bewölckter weißlicher Himmel, so wie am See immer kurz vor dem Regen, zwei Minuten lang atmet sie den Geruch nach Kiefern ein, den sie gut kennt, nur die Kiefern selbst kann sie wegen des hohen Zauns nicht sehen. Ist sie tatsächlich nach Hause gekommen? Zwei Minuten lang spürt sie den Sand unter den Schuhen, auch ein paar kleine Feuersteine und Kiesel aus Quarz oder Granit, bevor sie die Schuhe für immer auszieht und sich auf das Brett stellt, um sich erschießen zu lassen.

Nichts Schöneres, als mit offenen Augen zu tauchen. Hinzutauchen bis zu den schimmernden Beinen von Mutter und Vater, die eben schwimmen waren und nun durch das flache Wasser zurück zum Ufer waten. Nichts Schöneres, als sie zu kitzeln und, durchs Wasser gedämpft, zu hören, wie sie kreischen, um ihrem Kind eine Freude zu machen.

Drei Jahre lang hat das Mädchen Klavierspielen gelernt, aber jetzt, während sein toter Körper in die Grube hinunterrutscht, wird das Wort Klavier von den Menschen zurückgenommen, jetzt wird der Rückwärtsüberschlag am Reck, den das Mädchen besser beherrschte als seine Schulkameradinnen, zurückgenommen und auch alle Bewegungen, die ein Schwimmender macht, das Greifen nach Krebsen wird

zurückgenommen, ebenso wie die kleine Knotenkunde beim Segeln, all das wird ins Unerfundene zurückgenommen, und schließlich, ganz zuletzt, auch der Name des Mädchens selbst, bei dem niemals mehr jemand es rufen wird: Doris.« (Seite 91 f.)

An diese Geschichte von Doris, Tochter von Ernst und Elisabeth, zwölf Jahre alt, geboren in Guben, denke ich nun dank des Bremer Denkmals zur Erinnerung an die »Arisierung« jüdischen Eigentums im Nationalsozialismus häufiger, beim Überqueren der Wilhelm-Kaisen-Brücke, beim Spaziergang auf der Weserpromenade oder auf dem Weg ins Weserstadion.

Marita Kloppenburg war 1982/83 ASF-Freiwillige in Schottland. Sie studierte Germanistik und Publizistik und lebt bei Bremen.

JÜDISCHES LEBEN SCHÜTZEN

Kampagne für Kirchengemeinden und Initiativen



Die Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz (EKBO) hat nach den Terroranschlägen vom 7. Oktober und der Welle antisemitischer Übergriffe eine Kampagne entwickelt, um sichtbar die Solidarität mit Jüdinnen*Juden zu bekunden und für Antisemitismus zu sensibilisieren.

Die Kampagne bietet Druckvorlagen sowie Materialien wie Plakate und Buttons zur Bestellung an. Mit einer Wort-Bild-Marke können Materialien oder Share Pics für Social Media auch selbst gestaltet werden.

Mehr Informationen: www.ekbo.de/start/wir-schuetzen-juedisches-leben.html

Literaturempfehlungen

Helmut Ruppel

Zur Ökumenischen Friedensdekade im November 2022 erschienen die *ASF-Predigt-hilfen* mit dem intensiv bittenden Titel »Könnte ich doch hören, was Gott, der HERR, redet« aus Psalm 85,9. Korrespondierend eröffneten die »Literaturempfehlungen« mit einer *Ankündigung*:

**Alexander Deeg, Marie Hecke, Matthias Loerbroks, Christian Staffa (Hrsg.):
Evangelium an dunklen Tagen, Predigten zum 9. November und 27. Januar**

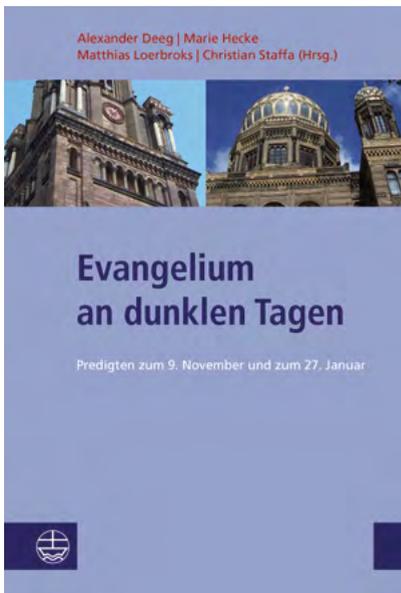
Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig, November 2022, ca. 208 Seiten, ca. 38 Euro

Es folgte eine lebhaftere Vorstellung der Schwerpunkte des Bandes, seiner Autor*innen samt einer erwägenden Bilanzfrage: »Darf man das Bild wagen, in diesen Predigten höre die Theologie auf den eigenen Herzschlag?« Die »Ankündigung« schließt mit der erfrischend apodiktischen Aufforderung: »Bitte lesen!«

Die Neugier war geweckt, doch die Buchankunft – auf Bibeldeutsch – »verzog«, der Band erschien nicht. Für die noch heute Wartenden gibt es wieder eine

Ankündigung und sie bringt mit sich, was sie sagt: Das Buch ist da! Die obige Ankündigung gilt bei leichter Korrektur: 2024 muss es heißen, es sind statt 208 nun 245 Seiten, der Preis ohne »ca.« 38 Euro (bei erheblicher Erweiterung!) und ein kleines »zum« präzisiert den 27. Januar.

Die Notiz »Gefördert durch Aktion Sühnezeichen Friedensdienste« verweist auf den theologisch-politischen Rahmen, innerhalb dessen die Autor*innen denken und arbeiten. Das Erschrecken darüber, dass man der christlichen Gottesrede, der sonntäglichen Liturgie, den Worten und Werken der Kirche an dunklen Tagen wenig Schmerz, kaum sprachliches Leid und selten theologisches Verstummen ansieht, hat sie zu diesen Predigten gebracht.



Schellings Rede vom Schleier der Schwermut, der allem endlichen Leben anklebenden Traurigkeit, der »unzerstörlichen Melancholie des Lebens« hat sich die Theologie zu entziehen gewusst. So nehmen sich die Predigenden vor, mit einer großen Portion Trotzskraft dem »Eu« im Evangelium an den dunklen Tagen Gehör zu verschaffen. In diesem Jahr 2023 sind viele dunkle Tage (und Alpträumenächte zuhauf) hinzugekommen. Muss man angesichts des raumgreifenden und atemnehmend wachsenden Judenhasses in unseren Tagen schon von einer Vergeblichkeit des Erinnerns und Hoffens sprechen?

Stellen wir kurz vor, was Lesende erwartet: Nach einem kollegial-irenischen Einführungsgespräch, zu dem sich Autorin Kupferberg, Rabbiner Nachama und Bischof Stäblein unter besonnener Stabführung von Alexander Deeg getroffen haben zur generellen Thematik, folgen zwei große Predigtsammlungen: 18 Predigten zum 9. November aus den Jahren 2002–2022 und 23 Entfaltungen zum 27. Januar 2002–2023. Ein eindrückliches Nachwort, das nicht das letzte Wort haben will, von Alexander Deeg beschließt den Band. Unter den Texten sind es die Psalmen 74 und 86, Markusevangelium 4,35–41, viele Römerbrief- und Offenbarungstexte, die um Gehör bitten. Auch nicht erwartete Bibelstellen wie einige aus dem Prediger oder dem Buch Ruth leuchten auf.

In der Geschichte der Theologie und vor allem des Predigens spielt das Verhältnis von Lehrer*in und Schüler*in immer eine große Rolle: Hier sind es Helmut Gollwitzer und Martin Niemöller, die kirchengeschichtlich-politisch und theologisch sich prägend erweisen.

Es ist immer aufregend wahrzunehmen, wie die Einzelnen in ihren Entfaltungen zuerst mit sich im Gespräch sind, bevor sie zu einer »Botschaft«, die das »Eu«, das Gute, Frohe, Stärkende, Wohltuend-Tröstende enthält, kommen. Sprachhilfen zur Liturgie – Gebete, Lieder, Meditationen, im wörtlichen Sinne Besinnungen, Klagen, Anrufe, Schweige- und Stilleimpulse – hätten wohl den Rahmen gesprengt, eine »Litanei« (Angelika Obert, Christian Staffa) ist ja dabei ... Nehmen wir, was jetzt da steht, und das ist reich, dicht, eröffnend, impulsgebend, vielschichtig, gebildet, warmherzig, trostreich, stärkend. Ein heftiger Schuss atemloser Leidenschaft, heiserer Klage und murrender Tristitia hätte mich nicht gestört, doch jeder und jede haben ihre Gemeinden vor sich und es gibt Hörgewohnheiten ...

»Die Ewigkeit altert«, sagt Paul Celan, von einem russischen Dichter gehört. Also bleiben wir im Möglichen und Irdischen. Der Band lässt einen zu dem Vorschlag kommen: Auch die Theologie und jede*r für sich sollte sich zu einem Sammelwerk aufmachen mit dem Titel »Errata«. Auf weitere Anstöße und Aufbrüche in

Gemeindeseminaren, Pfarrkonventen, Pastoralkollegien, Gemeindekirchenrats-Wochenenden und allen Formen der Fort- und Weiterbildung verweist Alexander Deeg in seinem akademisch liebevollen, noblen Nachwort.

Es bleibt zu danken: Matthias Loerbroks, Christian Staffa, Johannes Gockeler, Aline Seel, Hans Probst, Lars Städter, Marie Hecke, Thomas Heldt, Luisa Karge, Mirjam Appel, Dagmar Pruin, Tilman Hachfeld, Jürgen Kaiser, Christian Keller, Robert Kluth, Angelika Obert, Juni Hoppe, Karoline Ritter, Ilse Junkermann, Mirjam Blumenschein, Jasper Althaus und Alexander Deeg.

Es bleibt nur die *Weisung*: Bitte lesen!

ERAN LEVY

»Meine Großmutter, eine Holocaust-Überlebende, sagte mir: Es gibt schlechte Menschen, es gibt gute Menschen. Sei ein guter Mensch.«



*1968 in Holon/Israel,
Teamleiter bei PayPal, in Berlin
seit 2006



*1956 Jerusalem, Goldschmiedin, hat von 1988-91 in Hamburg gelebt, pendelt zwischen Tel Aviv und Berlin

MEIRA MEISLER

»Seit einigen Jahren teile ich die Zeit zwischen Tel Aviv und Berlin. Die deutsche Sprache und Kultur sind mir aber schon seit meiner Kindheit durch meine Eltern vertraut. Das Jahr 2023 ist ein politischer Umbruch in der israelischen Gesellschaft, eine ungewisse Zukunft erwartet uns.«

Kollektenbitte

FÜR AKTION SÜHNEZEICHEN FRIEDENSDIENSTE

Lebendige Begegnungen mit Jüdinnen und Juden, gemeinsames Lernen und tatkräftiges Engagement in jüdischen Sozialprojekten und Bildungseinrichtungen oder bei der Pflege jüdischer Friedhöfe sind Herzensanliegen von *Aktion Sühnezeichen Friedensdienste*. Aktuell leisten über 150 Freiwillige in 10 Ländern Friedensdienste mit *Aktion Sühnezeichen*. Sie erleben in ihrem Auslandsjahr in Europa und in den USA ganz unterschiedliche jüdische Lebensrealitäten. Sie lernen jüdische Geschichte, Kultur und Religion hautnah kennen, und manche erlernen sogar Hebräisch oder Jiddisch.

Wir sind in Gedanken bei den leidenden Menschen in Israel und im Gazastreifen. Wir wünschen ihnen Frieden und Sicherheit. Wir hoffen darauf, dass wir ab Herbst 2024 engagierte Freiwillige auch wieder zu unseren Partnern nach Israel senden können.

Unsere Freiwilligen halten in Museen und Gedenkstätten die Erinnerung an die Opfer der Shoah wach. Sie unterstützen in liebevoller Zuwendung Überlebende der nationalsozialistischen Verfolgung und ihre Angehörigen. Sie begleiten – vielerorts in jüdischen Sozialeinrichtungen – Menschen, die auch heute unter Ausgrenzung und Unrecht leiden.

Freiwillige setzen aktiv Zeichen gegen Antisemitismus und andere Formen von Menschenfeindlichkeit. Sie sammeln Erfahrungen, die ein Leben lang prägen, verbinden und wirksam sind, und mit denen sie nach ihrer Rückkehr auch unsere Gesellschaft und unsere Gemeinden bereichern.

Mit Ihrer Gabe und Ihrem Gebet stärken Sie dieses Engagement. Herzlichen Dank.

Ihre Jutta Weduwen

Geschäftsführerin von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste



**Aktion Sühnezeichen
Friedensdienste**



Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e. V.
Auguststraße 80 / 10117 Berlin

Spendenkonto: Bank für Sozialwirtschaft Berlin /
IBAN: DE72 3702 0500 0003 1137 00 / BIC: BFSWDE33XXX

Informationen zu unserer Arbeit finden Sie auf: www.asf-ev.de



Herausgeber: Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e. V. | Auguststraße 80 | 10117 Berlin

Telefon +49 30 28395-184 | Fax +49 30 28395-135

f asf.de | ✉ asf_ev | @ asf_ev | www.asf-ev.de

Spendenkonto: IBAN: DE72 3702 0500 0003 1137 00 | BIC: BFSWDE33XXX |

Bank für Sozialwirtschaft Berlin

Redaktion: Jutta Weduwen (verantwortlich), Marie Hecke, Thomas Heldt,
Matthias Loerbroks, Angelika Obert, Gabriele Scherle, Matteo Schürenberg,
Lorenz Wilkens

Gestaltung: Anna-Maria Roch | **Druck:** Druckerei Dülmen

Auflage: 4.100 Stück | Ausgabe: März 2024

Bild- und Fotonachweise

Titelbild: ASF/Ruthe Zuntz

Seite 8/9, 22/23, 30/31, 46/47, 56/57: Heike Steinweg

Seite 25: Rheinische Post/Achim Blazy

Seite 27: privat

Seite 28: Samuel D. Gruber

Seite 52: EKBO

Seite 53: Evangelische Verlagsanstalt Leipzig

Umschlagrückseite: ASF/Ruthe Zuntz

Foto auf Umschlagrückseite: Die ASF-Freiwillige Leonore in einer Schule für Kinder mit Behinderungen, Jerusalem 2022.



Kofinanziert von der
Europäischen Union

Gefördert von der Europäischen Union. Die geäußerten Ansichten der Autor*innen spiegeln nicht notwendigerweise die der Europäischen Union oder der Bewilligungsbehörde (EACEA) wider. Weder die Europäische Union noch die Bewilligungsbehörde können dafür verantwortlich gemacht werden.

SEPA-Überweisung/Zahlschein

Name und Sitz des überweisenden Kreditinstituts

Begünstigte: Name, Vorname/Firma

ASF e. V.

IBAN

DE7237020500003113700

BIC des Kreditinstituts/Zahlungsdienstleisters (8 oder 11 Stellen)

BFSWDE33XXX

Danke für Ihre Spende!

Spenden-/ Mitgliedsnummer oder Name Spender*in:

PH Israelsonntag 2024

PLZ und Straße Spender*in:

06

Angaben zu Kontoinhaber*in /Zähler*in: Name, Vorname / Firma, Ort (keine Straßen- oder Postfachangaben)

IBAN

DE

Datum

Unterschrift(en)

Für Überweisungen in Deutschland, in andere EU-/EWR-Staaten und in die Schweiz in Euro.

BIC

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Betrag: Euro, Cent

ggf. Stichwort

S P E N D E

06

Beleg / Quittung für Auftraggeber*in

IBAN Kontoinhaber*in

Empfänger

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V.

Auguststraße 80, 10117 Berlin

IBAN DE72 3702 0500 0003 1137 00

Bank für Sozialwirtschaft

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste ist wegen Förderung mildtätiger und gemeinnütziger Zwecke nach dem letzten uns zugegangenen Freistellungsbescheid des Finanzamtes für Körperschaften I von Berlin, SNR. 27 / 659 / 51.675 vom 30.11.2022 gemäß § 5 Abs. 1 Nr. 9 KStG von der Körperschaftssteuer befreit. Es wird bestätigt, dass die Zuwendung nur für satzungsgemäße Zwecke verwendet wird.

Spendenbetrag: Euro, Cent

Ihre Spendenbescheinigung

schicken wir Ihnen ab einer Spende von 50 Euro jeweils zu Beginn des Folgejahres automatisch zu. Für Beträge bis zu 300 Euro genügt dieser quittierte Beleg zusammen mit Ihrem Kontoauszug als Zuwendungsbescheinigung.

Name Auftraggeber*in / Quittungsstempel



Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

IHRE HILFE KOMMT AN! BITTE UNTERSTÜTZEN SIE UNS.

Wir verwenden Ihre Spenden und Kollekten, um ...

- ... junge Menschen zu motivieren, gegen Judenfeindschaft, Rassismus und Rechtsextremismus einzutreten.
- ... Überlebenden der Shoah und NS-Verfolgung zu begleiten.
- ... in Israel, Europa und den USA jüdische Partnerorganisationen in Gemeinden, Sozialeinrichtungen oder an Gedenkorten zu unterstützen.

EIN JAHR DABEI – PATENSCHAFT ÜBERNEHMEN

ASF-Freiwillige aus dem Ausland engagieren sich bundesweit an Gedenkorten und begleiten Geflüchtete, Ältere und Menschen mit Behinderung. Mit Ihrer Patenschaft ermöglichen Sie einem jungen Menschen, sich aktiv für Verständigung und Frieden einzusetzen – und sind selbst ein Jahr mit dabei!

www.asf-ev.de/freiwilligenpatenschaften

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e. V. | Auguststraße 80 | 10117 Berlin
Telefon +49 30 – 28 395-184 | Fax -135 | [f asf.de](https://www.facebook.com/asf.de) | [X asf_ev](https://www.instagram.com/asf_ev) | [@ asf_ev](https://www.instagram.com/asf_ev)

Spendenkonto: IBAN: DE72 3702 0500 0003 1137 00 | BIC: BFSWDE33XXX | Bank für Sozialwirtschaft Berlin

